Die Ehre ist gerettet!

0

Die Ehre ist gerettet!

Eine Offizierstragödie

von

Arthur Zapp



Dresden und Leipzig
Verlag von Carl Reißner
1903.

Druck von Ramm & Seemann, Leipzig.

I.

Sonnabend Nacht. Herr Schäfer, der Inhaber einer Wein- und Delikateßhandlung, die mit einem Ausschank „echter Biere" verbunden war, saß in einer Ecke und druselte. Fritz, der neue Kellner, folgte dem Beispiel seines Herrn und schwelgte auf einem Stuhl dicht an der Thür in kühnen Träumen. Er sah sich als Hotelbesitzer, der nichts zu thun hatte, als meterlange Rechnungen zu schreiben und dafür Banknoten und Goldstücke in Empfang zu nehmen.

Es war schon ein Uhr vorüber, der letzte Gast war bereits vor einer halben Stunde gegangen. Dennoch war es Herrn Schäfer und seinem frackbeflügelten Ganymed noch nicht beschieden, sich ins mollige Bett zu legen und die müden Glieder behaglich auf weichem Pfuhl zu dehnen. Denn heute war Logenball und danach pflegten die jüngeren Herren vom Offizierkorps des in der Stadt garni-

sonierenden Infanterieregiments bei Schäfer noch einen letzten und „allerletzten“ Schoppen zu trinken und die Ereignisse des Abends in lustiger Runde zu besprechen. Die bierheisere Stimme seines Herrn rief den schwärmenden Fritz aus dem Reich süßer Träume in die rauhe Wirklichkeit zurück.

„Fritz!“

Der jäh Erwachende wäre fast von seinem Stuhl gefallen.

„Herr — Herr Schäfer?“ rief er blinzelnd, sich die Augen reibend.

„Haben Sie nebenan das Gas ausgedreht?“

„Jawohl, Herr Schäfer.“

„Vielleicht werden einige von den Herren noch 'n bißchen Karten spielen, dann stecken Sie's rasch wieder an. Gejeut wird nur im Nebenzimmer.“

„Jawohl, Herr Schäfer.“

Der Prinzipal riß seine kleinen, verschwommenen, geröteten Augen unnatürlich weit auf und zeigte eine strenge Miene.

„Fritz, was ich noch sagen wollte: Sie müssen sich im Verkehr mit den Herren Offizieren einen schneidigeren Ton angewöhnen. ‚Jawohl, Herr Leutnant‘, ‚Zu Befehl, Herr Leutnant‘ — das muß

immer wie aus der Pistole geschossen herauskommen. Die Herren lieben nun 'mal einen strammen militärischen Ton."

„Jawohl, Herr Schäfer."

Herr Schäfer betrachtete seinen Gehilfen, der sich aufgerichtet hatte und mit der Serviette über dem Arm in gebeugter Haltung dastand, wie er es sich angewöhnt hatte, wenn er Befehle entgegennahm, mit mürrischen, mißbilligenden Blicken.

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen," schalt er, „und stehen Sie nicht immer wie 'ne geknickte Lilie da, oder wie 'n abgewiesener Freier. Mehr Haltung! Haben Sie denn nicht gedient?"

„Nee, Herr Schäfer. Ich hatte das Maß nicht."

Herr Schäfer machte eine verächtliche Handbewegung. Dann fuhr er in seinen Ermahnungen fort: „Und wenn sich die Herren 'mal etwas Intimes erzählen, von Weibern oder dergleichen, daß Sie dann nicht etwa neugierig hinhören oder gar lachen! Immer ein respektvolles Gesicht gemacht! Nur keine Vertraulichkeit! Das können die Herren nun schon gar nicht vertragen."

„Schön, Herr Schäfer."

„Vor 'n Herrn Leutnant von Stülpnagel müssen Sie bei jedem neuen Seidel ein Streichholz hinlegen. Der Herr Leutnant haben das ein für allemal so befohlen. Merken Sie sich das!"

„Jawohl, Herr Schäfer."

„Sie kennen ihn doch, den Leutnant von Stülpnagel?"

„Jawohl. Das ist der kleine Oberleutnant mit dem Bauch."

Der Inhaber der Firma J. C. F. Schäfer runzelte seine Brauen.

„Ein Leutnant hat keinen Bauch," verwies er, „höchstens 'n Embonpoint . . . Was ich noch sagen wollte. Sie kennen doch den Leutnant Retzdorf?"

Der Kellner lachte.

„Ist das nicht der schöne Benno, der immer anschreiben läßt?"

Herr Schäfer entsandte einen Zornesblitz aus seinen funkelnden Äuglein.

„Für Sie giebt es keinen schönen Benno, sondern nur einen Herrn Leutnant Retzdorf. Verstanden! Und daß er anschreiben läßt, geht Sie garnichts an. Ihr Geld kostet's nicht."

„Jawohl, Herr Schäfer."

„Also was ich noch sagen wollte.“ — Aber hier wurden die Instruktionen des vorsorglichen Kneipwirtes durch Säbelklirren und Stimmengewirr unterbrochen. Rasch eilte der Kellner an die Thür und öffnete. Eine ganze Schar junger Offiziere trat plaudernd, lachend, lärmend ein. Einige der Herren warfen dem diensteifrig zugreifenden Fritz ihre Mäntel zu, einige andere hingen sie, von dem höflich dienernden Wirt unterstützt, selbst an die Haken an der Wand. In zwangloser Reihe nahmen sie an einem der beiden großen Tische Platz, die neben einigen kleineren in dem großen dreifenstrigen Zimmer standen. Der Regimentsadjutant, der älteste der Anwesenden, saß an dem einen Ende des Tisches. Neben ihn setzte sich der kleine dicke Oberleutnant von Stülpnagel. Er sorgte dafür, daß der Stuhl neben ihm leer blieb für seinen Kompagniekameraden, „den schönen Benno“, der äußerlich in allem von ihm das Gegenteil war.

Leutnant Retzdorf war groß und schlank, sein Gesicht war regelmäßig, nur der Ausdruck allzusichtbaren Selbstbewußtseins und ein feiner Stich ins Geckenhafte, der zuweilen in seinen Gesten und in seinem Wesen zum Ausdruck kam, störte die

sympathische Wirkung seiner anziehenden Persönlichkeit. Während die anderen sich setzten, war er vor den Spiegel getreten, denn es war ihm zur Gewohnheit geworden, auch wenn keine Damen in Sicht waren, sein leicht gelocktes dunkles Haar jedesmal, wenn er sich seiner Hauptbedeckung entledigt hatte, mit Hilfe zweier Bürsten liebevoll zu bearbeiten.

Indeß stand ein Fahnenjunker wartend beiseite; er wagte nicht, sich vor dem Offizier zu setzen. Endlich verlieh Leutnant Retzdorf seinem Schnurrbart noch durch ein paar Striche kühnen Schwung und schritt mit wiegendem Gang an seinen Platz. Seine Taille war so eng, daß die Sage, die in der Stadt kolportiert wurde, der „schöne Benno" schnüre sich, fast glaubhaft schien; seine Pantalons waren von einer Breite, wie sie keiner der übrigen Herren im Regiment zu tragen sich getraut hätte.

Die schäumenden Gläser wurden gebracht; die einen tranken Pilsner, die andern Münchner. Der „schöne Benno" bevorzugte das böhmische Bräu, weil es, wie er meinte, dem Teint weniger schadete.

„Na prost, Benno!" sagte Stülpnagel und stieß mit dem Freunde an. „Wieviel Herzen hast du denn heute geknickt?"

Der Gefragte zuckte mit den Achseln.

„Fade Sache, solch 'n Ball," gab er mit affektierter Gleichgiltigkeit zurück. „Mit den Mädchen ist es, wie mit den Schulden. Wenn sie en masse auftreten, können sie höchst lästig werden."

Herr Schäfer, der hinter dem Büffet stand, drehte sich nach der Wand herum, um ein respektwidriges Grinsen zu verbergen. Fritz, der Kellner, hatte Mühe, die ihm zur Pflicht gemachte Respekts-Miene zu bewahren.

„Sie lieben also das Genus femininum nur im Singular," bemerkte der Adjutant lachend. „Das glaube ich. Wer teilte nicht Ihren Geschmack!"

Auf des „schönen Bennos" Zügen lagerte sich plötzlich ein verschmitzter Ausdruck, während er mit beiden Händen seine Rock- und Beinkleidtaschen visitierte.

„Suchst du Geld, Benno?" fragte sein Nachbar zur Linken, Leutnant Egon von Nebelschütz, boshaft.

Der Gefragte schüttelte mit dem Kopf und entgegnete mit Selbstironie: „Nee, würde ja doch keins finden." Dann wandte er sich zum Kellner um.

„Fritz! Sehen Sie doch mal in meinem Paletot nach, ob Sie nicht ein kleines Packet finden. Der

mit dem Pelzkragen ist's! Aber schlafen Sie nicht dabei ein, Jüngling!"

Der Kellner brachte einen kleinen in Seidenpapier gewickelten Gegenstand. Leutnant Retzdorf nahm ihn und hob das geheimnisvolle Etwas in die Höhe und erklärte laut, während ihm alle neugierig zuschauten: „Wenn einer der Herren rät, was ich hier habe, gebe ich, sagen wir drei Pullen Sekt zum Besten."

Der Wirt hinter dem Büffet erschrak. Unter den Offizieren erregten des „schönen Bennos" Worte freudige Sensation. Viele Vermutungen wurden laut. Doch Retzdorf schüttelte nur immer verneinend den Kopf.

„Na, so sagen Sie doch wenigstens, wo Sie das Ding her haben," meinte der Adjutant, „damit man doch einen Anhalt hat!"

Der „schöne Benno" lächelte sein stereotypes, selbstbewußtes, eitles Lächeln und erzählte: „Heute Abend — ich rüstete mich gerade zum Ball — wurde es mir in die Wohnung gebracht. Ein unbekanntes Dienstmädchen gab es meinem Burschen mit dem Auftrag, es mir sofort zu behändigen. Ein Zettel läge dabei."

„Und was steht auf dem Zettel?“ fragte einer der Herren.

„Wenn ich das sagte,“ erwiderte der Gefragte, „wär's kein Rätsel mehr.“

„Na, dann zeigen Sie's schon, Benno!“ meinte der Adjutant. „Raten thun wir's ja doch nicht.“

Unter allgemeiner Spannung lüftete der schöne Benno die papierne Hülle. Eine Art Halsband kam zum Vorschein, in der Mitte ein Bronceschloß, das Band selbst von Seide. Darauf war mit Perlen ein Name gestickt. Der dicke Stülpnagel war der erste, der das Ding in die Hand nahm und neugierig betrachtete.

„Purzel,“ buchstabierte er laut. „So heißt ja dein Teckel,“ fügte er erstaunt hinzu.

Der „schöne Benno“ nickte und während das Hunde-Halsband von Hand zu Hand wanderte, überreichte der glückliche Besitzer Purzels seinem Kompagniekameraden den dem Geschenk beigefügten Zettel.

„Silentium, meine Herren!“ gebot Stülpnagel. Und er las laut in pathetischem Ton: „Dem süßen Purzel des schönen Benno von seinen Verehrerinnen.“

„Tadellos!“ äußerte ein älterer Oberleutnant schnarrend, während er das zu ihm gekommene Hals-

band durch sein Monocle betrachtete. Der Sprechende hatte etwas Affektiertes in seiner Haltung und in seinem Wesen. Alle seine Bewegungen waren gemessen und würdevoll; seine Schultern waren wichtig emporgezogen, als trügen sie statt der Leutnantsepauletten die Generals-Cantillen. Leutnant von Reschwitz hatte einen sehr hohen Begriff von seinem Stande und hielt streng auf gute Formen und stets korrektes Auftreten, was ihm unter den Kameraden den Beinamen „Bodo der Korrekte" eingetragen hatte. Nach Reschwitz' Auffassung war der Offiziersstand der einzige Stand von Bedeutung im Staate und alle übrigen Stände dienten ihm nur als Folie und dazu, die Mittel für den Unterhalt des Heeres aufzubringen. Wehe dem, der es wagte, die Ehrfurcht und die Rücksicht zu verletzen, die nach seiner Auffassung Offizierkorps und Truppen von jedermann zu fordern berechtigt waren. Einmal hatte er, in Vertretung seines Hauptmanns seine Kompagnie durch die Straßen der Vorstadt führend, einen Kutscher arretieren lassen, der nicht schnell genug zur Seite gefahren war. Er hatte zwei Mann kommandiert, die den Pferden in die Zügel fallen und den Wagen zur Seite bringen mußten, während die Kompagnie

vorübermarschierte. Darauf hatte er den schimpfenden Kutscher wegen Renitenz gegen einen Offizier nach der Polizeiwache bringen lassen.

„Wer hat Ihnen denn das Ding da gestiftet, Retzdorf?“ fragte Bodo der Korrekte neugierig.

„Weiß ich's?“ antwortete der schöne Benno.

„Aber du wirst's schon herauskriegen,“ bemerkte lachend der dicke Stülpnagel. „Und dann — na, das weitere kann sich jeder nach Maßgabe seiner Phantasie ausmalen.“ Er lächelte schelmisch und drohte dem Kameraden mit dem Finger.

Doch der „schöne Benno“ zuckte gleichgiltig mit den Achseln.

„Denke nicht daran,“ sagte er. „Will überhaupt solide werden. Es ist Zeit, daß ich mich rangiere —“ er drehte sich nach dem Büffet und rief mit Galgenhumor: „Nicht wahr, Herr Schäfer?“

„Wie befehlen der Herr Leutnant?“ fragte der Wirt, der gerade beschäftigt war, leere Gläser zu füllen.

„Ich meine, stellen Sie 'mal 'ne Pulle Matheus Müller kalt. Der Tag ist doch schon einmal angebrochen. Und ich denke, wir machen noch 'n kleines Jeu.“

„Aber höchstens 'n soliden Skat," meinte Reschwitz und zog seine Augenbrauen in die Höhe.

„Also wie gesagt," fuhr der schöne Benno fort, ohne von dieser Mahnung Notiz zu nehmen, „es ist Zeit, daß man ernst wird. Habe vor, mich demnächst in Hymens Arme zu stürzen."

„Na nu," sagte der Adjutant in seiner humoristischen Weise. „Machen Sie man nicht so was, Benno! Gleich so'n verzweifeltes Mittel! Wann soll denn die Katastrophe stattfinden?"

„Je eher, desto besser."

„Aha!" lachte Oberleutnant von Stülpnagel. „Darum hast du heute auch mit der Tochter des reichen Gutsbesitzers Schmerbach den Kotillon getanzt."

„Die?" wehrte der „schöne Benno" naserümpfend ab. „Nee, Claus, da hast du mal wieder daneben geraten."

Bodo der Korrekte schüttelte mißbilligend mit dem Kopf.

„Ich dächte doch, die Dame könnte gar nicht in Betracht kommen," äußerte er in seiner wichtigen Weise.

„Warum denn nicht?"

„Na, wegen ihres rauhbeinigen Alten. Haben Sie denn in der Souperpause nicht bemerkt: der Kerl frißt ja mit'm Messer."

Bodo der Korrekte schüttelte sich schaudernd und seine Mienen drückten die tiefste Indignation aus. Einige der Herren lachten. Der „schöne Benno" erhob sich geräuschvoll.

„Den Sekt ins Nebenzimmer!" gebot er dem Kellner. Dann rief er über die Tafel hin: „Wer von den Herren kommt mit?" Und mit leichtsinnigem Lächeln und dem etwas blöden Ausdruck des beginnenden Rausches trällerte er:

„Jeu, Sekt und Liebe
Sind meine einzigen Triebe!"

Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um.

„Wo ist denn mein Pollux?" fragte er, sich suchend umblickend.

„Ja, wo steckt denn Nehring?" fragte auch der Adjutant.

„Der gab ein paar Damen das Geleit," gab Egon von Nebelschütz Auskunft.

„Wer war's denn?" fragte Retzdorf, interessiert aufhorchend.

„Das konnte ich auf der dunklen Straße nicht erkennen.“

„So, so! Sieh mal, Paul, der Solide, auf Liebespfaden! Wer hätte das gedacht. Und davon hat er mir kein Sterbenswörtchen verraten. Na warte!“

Retzdorf schritt, leicht schwankend, über die Schwelle. Stülpnagel und ein paar andere folgten. Der Adjutant und Reschwitz blieben mit den meisten zurück.

„Na, Junker,“ wandte sich der strenge Bodo in einer sich von Zeit zu Zeit bei ihm einstellenden Anwandlung jovialer Leutseligkeit an den armen gelangweilt dasitzenden Fahnenjunker, „wie alt sind Sie denn eigentlich?“

Der Gefragte nahm eine stramme Haltung an und errötete unter der ihm widerfahrenen Auszeichnung.

„Neunzehn Jahre, Herr Leutnant.“

„So alt schon? Na, nun kommen Sie wohl bald auf Kriegsschule?“

„Im März, Herr Leutnant.“

„So, so, na darauf trinken wir mal!“

Der Fahnenjunker sprang auf, wie von der Tarantel gestochen, und leerte stehend sein fast noch volles Glas. Er wollte sich eben wieder setzen, als

sich die Thür öffnete und ein Offizier mittlerer Größe eintrat, der einen mit Pelz gefütterten Paletot trug.

„'n Abend, meine Herren," sagte er, im Nähertreten sich leicht verneigend, während der Fahnenjunker stramm dastand, die Hände an der Hosennaht und ihn mit starrem Respekt ansah, als wenn er den lieben Gott erblickte.

„Guten Morg'n, Nehring," sagte der Adjutant. „Na, Kavalierdienst erledigt? Retzdorf fragte schon angelegentlich nach Ihnen."

„Wo ist er denn?" fragte der Neuangekommene, Helm und Mantel dem Kellner überlassend.

Der Adjutant deutete nach dem Nebenzimmer und machte mit den Händen eine mischende Bewegung. Ein Schatten flog über das Gesicht des andern und er ging, ohne ein Wort zu erwidern, ins Nebenzimmer. Aber schon nach zwei Minuten kam er wieder, kopfschüttelnd, offenbar unzufrieden.

„Na, was spielen sie denn?" fragte der Adjutant.

Leutnant Nehring machte mit seinen Händen eine gebende Bewegung, erst nach links, dann nach rechts. Bodo der Korrekte wiegte mißbilligend sein Haupt. Nehring nahm aus dem vor ihm hingestellten Glas einen Schluck und versank dann in ein stilles Nach-

denken. In seinen Augen glomm ein stilles Feuer und über seine ernsten Gesichtszüge war ein eigentümlich verklärender Schimmer gegossen. Die anderen achteten nicht auf ihn und waren wieder in ein lebhaftes Plaudern gekommen. Und so konnte der junge Offizier ungestört seinen geheimen Gedanken nachhängen. Niemand von den Kameraden da ahnte, vor welchem Wendepunkt seines Lebens er stand. Er, der gemessene, ruhige, wegen seiner ernsten Lebensführung oft verspöttelte trug ein stürmisches Glücksgefühl in seiner Brust; in ihm sang und klang es und er hatte Mühe, die jauchzende Stimme in seinem Innern zurückzuhalten. Hatte er sich doch heute im Taumel des Tanzes hinreißen lassen, ihr, die er seit Monaten im stillen verehrte, seine Liebe zu gestehen und hatte er doch in ihren Blicken innige Gegenliebe gelesen und von ihren bebenden Lippen das Jawort vernommen. Am liebsten hätte er sich ja unmittelbar, nachdem er die Geliebte und ihre Mutter nach Hause geleitet, in seine stille Klause zurückgezogen, um die Ereignisse des Abends noch einmal zu überdenken und sich seines Glückes ungestört zu freuen, aber der Gedanke an seinen Intimus Retzdorf hatte ihn bewogen, den Kreis der Kameraden

aufzusuchen. Sie waren beide von Jugend an so intime Freunde gewesen, daß man sie schon im Kadettenkorps, wo sie dasselbe Zimmer geteilt hatten, Kastor und Pollux genannt hatte. Als sie älter geworden, hatten sich immer klarer gewisse Gegensätze in ihrer Entwicklung und in ihrem Charakter herausgestellt. Während Paul Nehring eine mehr ernste, stille Natur war und einen großen Teil seiner dienstfreien Zeit der Arbeit und Vorbereitung für das Kriegsakademie-Examen widmete, führte Benno Retzdorf ein etwas wildes Leben, obgleich auch er nicht ohne Ehrgeiz war und dasselbe erstrebte wie der Freund. Er hatte glänzendere Gaben und eignete sich gewissermaßen spielend an, was der andere in mühsamer Arbeit sich erwerben mußte. Leider verstärkten seine Erfolge bei dem zarten Geschlecht seinen angeborenen Leichtsinn noch und entwickelten seinen Hang zu einem vergnügungssüchtigen, dem Spiel und der Liebe ergebenen Leben immermehr. Doch trotz dieser inneren Ungleichheit hatten die beiden jungen Offiziere die Freundschaft ihrer Kindheit und Jugend immer hochgehalten und Nehring stand noch heute in täglichem Verkehr mit der Familie seines Freundes, mit der sein verstorbener Vater schon

in herzlicher Freundschaft verbunden gewesen war. Ja, er hatte, seit Bennos Vater nach seiner Verabschiedung in die Garnison seines Sohnes übergesiedelt war, zwei Zimmer von der Wohnung des Oberstleutnants a. D. inne und wohnte mit Benno selbst Thür an Thür. Jetzt fiel es ihm schwer auf das Gewissen, daß er von seinen geheimen Beziehungen zu dem geliebten Mädchen zu Benno nie ein Wort hatte verlauten lassen. Eine instinktive, unüberwindliche peinliche Empfindung hatte ihn abgehalten, sein keusches Geheimnis vor dem „schönen Benno", der sich mit Vorliebe in den Allüren eines weiberverachtenden Roué gefiel, zu offenbaren.

Helene Seehauß war erst vor einem halben Jahre mit ihrer Mutter und einem älteren Bruder in die Stadt gezogen. Paul Rehring hatte die Damen zufällig während eines Besuches bei dem Regimentsarzt kennen gelernt. Die Familie Seehauß lebte im Ganzen sehr zurückgezogen und gehörte nicht zur Casinogesellschaft und zu den Familien, mit denen die Offiziere gesellschaftlich verkehrten. Auf dem Eise aber war der Leutnant wiederholt mit der schönen zarten Blondine zusammengetroffen

und wenn er ihr auch nie in auffälliger Weise den Hof gemacht hatte, ihre Blicke, die sich unter einem unentrinnbaren inneren Antriebe suchten, hatten einander die schnell entstandene und schnell wachsende gegenseitige Sympathie verraten. Gelegentliche Gespräche hatten wesentlich dazu beigetragen, diese Gefühle zu vertiefen und gleiche Neigungen, gleiche Ansichten zu konstatieren.

Während Leutnant Nehring sich seinen stillen Träumereien und Gedanken überließ, nahm das Gespräch unter den anderen Offizieren seinen Fortgang.

„Haben die Herren schon gehört," sagte Egon von Nebelschütz, „in — äh, Dings da, Leipzig, soll ja nächstens Kongreß stattfinden von Duellgegnern. Sonderbare Schwärmer! Wollen partout das Duell abschaffen. Komisch, was?"

In den Blicken Bodo's des Korrekten spiegelte sich zornige Erregtheit und mit ehrlicher, aus seinem tiefsten Innern quellender sittlicher Entrüstung entgegnete er: „Das nennen Sie komisch! Ich finde es einfach unerhört. Das heißt: an den Grundlagen eines gesitteten Zusammenlebens rütteln. Wie, ich soll nicht mehr das Recht haben, meinen Gegner

vor meine Waffe zu fordern, wenn ich beleidigt bin? Wie soll ich denn da Satisfaktion erlangen? Soll ich vielleicht beantragen, daß mein Gegner mit zwanzig Mark Geldstrafe belegt wird? Kann das 'n anständiger Mensch für 'ne ritterliche Genugthuung halten? Es scheint, die Degeneration macht reißende Fortschritte ... Habe ich nicht recht?"

Mit den letzten Worten wandte sich der Sprechende direkt an seinen Nachbar. Nehring fuhr wie aus einem Traume erwachend auf und in dem Bestreben, sich seine innere Zerstreutheit vor den Kameraden nicht anmerken zu lassen, bestätigte er, ohne recht zu wissen, wovon eigentlich die Rede gewesen: „Gewiß! Jawohl! Sie haben ganz recht, Reschwitz!"

Sein Blick begegnete dem des auf der andern Seite des Tisches sitzenden Fahnenjunkers, aus dessen Augen eine begeisterte Zustimmung leuchtete. Und von dem unwillkürlichen Drange getrieben, sich dem Untergebenen, der in dem Kreise der Vorgesetzten zu unfreiwilliger Wortkargheit und Stille verurteilt war, liebenswürdig zu bezeigen, fragte er: „Na, Junker, viel Dienst?"

Der Gefragte rückte sich zu einer etwas strafferen Haltung zusammen.

„Reichlich, Herr Leutnant,“ antwortete er mit diskretem Lächeln.

„So — so . . — Sagen Sie mal, Junker, wie alt sind Sie eigentlich?“

„Neunzehn Jahre, Herr Leutnant.“

„So jung noch? . . Sie kommen nun wohl bald auf Kriegsschule?“

„Im März, Herr Leutnant.“

Nehring erhob sein Bierglas.

„Na, darauf wollen wir mal anstoßen, Junker!“

Der Fahnenjunker sprang nach Vorschrift auf, stellte sich kerzengerade hin und leerte sein Glas in langen Zügen. Eben, als er sich wieder hingesetzt und auch Nehring sein geleertes Glas wieder auf den Tisch gestellt hatte, öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und die Spieler kehrten zum Teil mit freudigen, zum Teil mit ärgerlichen Mienen zurück. Benno Retzdorf's hübsches Gesicht war hochgerötet, ebenso sehr unter der Aufregung des Spieles, wie unter der Wirkung des feurigen Getränkes, das er, um die quälende innere Stimme zu betäuben, hastig hinuntergestürzt hatte.

„Der Teufel hole die Karten!“ lallte er und an

seinen Freund herantretend und ihm mit der Hand auf die Schulter schlagend, sagte er spottend: „Na, mein lieber Pollux, siehst ja so merkwürdig glücklich aus! Hast wohl 'ne Eroberung gemacht, wie?"

In seiner liebesseligen Stimmung berührte den Auffahrenden die derbe Anrede doppelt peinlich. Die laut gesprochenen, herausfordernden Worte rührten rücksichtslos an dem süßen Geheimnis seines Herzens. Er antwortete nicht, sondern runzelte nur still die Brauen, denn er hoffte durch Stillschweigen den anderen am leichtesten von dem Thema abzulenken. Aber er hatte nicht mit dem Eigensinn des Halbberauschten gerechnet.

„Na, na, spiel' nur nicht den Duckmäuser!" fuhr der „schöne Benno" lachend fort und ließ sich schwerfällig auf einen leeren Stuhl an der andern Seite der Tafel, gerade gegenüber von seinem Freunde, niedersinken.

„Denkst du, ich habe nicht bemerkt, um welche Schöne du den ganzen Abend herumgescherwenzelt bist?"

Die anderen Herren wurden neugierig und blickten interessiert auf. Leutnant Nehring biß sich ärgerlich

auf die Lippen. War es nur eine leere Prahlerei des Freundes? Oder sollte er wirklich beobachtet haben —? . . War es unter diesen Umständen nicht das Beste, den Kameraden von seiner bevorstehenden Verlobung Kenntnis zu geben? Aber eine unüberwindliche Abneigung erhob sich in ihm bei dem Gedanken, hier an lärmender Kneiptafel, vor den mehr und minder Angeheiterten sein bisher so keusch bewahrtes Geheimnis preiszugeben. Er schwieg und machte nur eine lächelnd abwehrende Bewegung.

„Wie? Du willst nicht Farbe bekennen, mein lieber Pollux?“ neckte Retzdorf weiter. „Wetten, daß ich weiß —?“

„Ich bitte dich, Benno!“

„Das schöne Fräulein Helene Seehauß war's.“

„Die schöne Helene hurra, hurra, hurra!“ schnarrte ein blutjunger Leutnant mit schwachem Flaum auf der Oberlippe und hob sein Bierglas in die Höhe.

Paul Nehring machte eine heftige Bewegung und auch Bodo der Korrekte hob abwehrend die Hand und sagte:

„Meine Herren, seien wir korrekt!“

Aber es hörte niemand auf ihn; lachend stießen

die jüngeren Herren miteinander an. Während sie ihre Gläser an die Lippen setzten, wollte Nehring den vorlauten Kameraden mit einer tadelnden Bemerkung zurechtweisen, aber der dicke Stülpnagel, der kurz zuvor aus dem Spielzimmer gekommen war und sich neben Retzdorf gesetzt hatte, kam ihm zuvor.

„Schneidige Erscheinung, die schöne Helene!“ rief er. „Schade nur, daß es hiermit hapert!“ Er rieb Daumen und Zeigefinger an einander. „Glaube nicht, daß sie das Kommißvermögen hat.“

Der „schöne Benno“ machte eine geringschätzige Geste.

„Was liegt daran! Muß denn immer gleich geheiratet sein? Man liebt sich, das genügt. Nicht wahr, Paul? Donnerwetter, was machst du denn für 'n Gesicht. Aha! Verstehe. Bist abgeblitzt. Mein armer Pollux! Na, laß nur gut sein! Ich räche dich. Bei mir giebt's kein Widerstreben. Ich gehe forsch ins Zeug. Auf die Weiberchen verstehen wir uns. Ich sage dir, ich zähme sie, die Spröde, Widerspenstige, ehe vier Wochen ins Land gehen.“

Leutnant Nehrings Atem ging stürmisch. Jedes Wort des prahlerisch Schwatzenden traf ihn wie ein Dolchstich. Heißes Reuegefühl durchströmte ihn.

Warum hatte er nicht gleich die Wahrheit gesagt? Dann irrten seine Augen zu seinem Paletot hin, der hinter ihm an der Wand hing. Ob er nicht lieber eilig davonging? Mit ganz und halb Berauschten war über so zarte Dinge nicht zu reden. Er wollte eben aufspringen, da ließ sich die Stimme eines der jüngeren Herren vernehmen, der, zu dem „schönen Benno" gewandt, lachend sagte: „Da kondoliere ich im voraus, lieber Retzdorf. So leicht ist die schöne Helene denn doch nicht zu haben. Weiß davon ein Liedchen zu singen. Wollte auf dem Eise mit ihr anbandeln. So was von Unempfindlichkeit und Kälte ist mir noch nicht vorgekommen."

Aber der Widerspruch und der Zweifel an seiner Unwiderstehlichkeit reizten den „schönen Benno" nur noch mehr.

„Mein Lieber," erwiderte er hochmütig, „Ihr Fiasko beweist für mich garnichts, als daß Sie es nicht richtig angefangen haben. Zu erobern sind sie alle — alle, sage ich Ihnen. Natürlich man muß es verstehen. Für mich wenigstens giebt's keine, die nicht zu besiegen wäre, auch die schöne Helene nicht. Was gilt die Wette?"

In seinen heiligsten Gefühlen getroffen, aufs

tiefste empört, sprang Paul Nehring auf seine Füße. Seine Augen sprühten zornig, er bebte am ganzen Leibe. Auch Leutnant von Reschwitz protestierte: „Ich muß Ihnen doch bemerken, Kam'rad Retzdorf —"

„Ach was," fuhr dieser mit seinem leichtsinnigen Lächeln fort, „seid doch nicht pedantisch, Kinder! Was ist denn da weiter! Wir sind hier doch unter uns. Ich mache mich anheischig, in spätestens vier Wochen von der schönen Helene einen Kuß zu erhalten. Beweis: Ehrenwort. Darauf halte ich einen Korb Champagner, echten französischen, meine Herren, Pomery und Greno. Wer hält die Wette?"

Er sah sich triumphierend im Kreise um. Doch noch bevor jemand hatte antworten können, ertönte Leutnant Nehrings Stimme. Er stand leichenblaß da, dem trunkenen Freunde gegenüber; in dem wilden Flirren seiner Augen, in dem krampfhaften Zucken seiner Gesichtsmuskeln verriet sich die überstarke Gemütsbewegung, in deren Bann er sich befand. In scharfem, schreiendem Ton, der vernehmlich durch das ganze Zimmer klang, rief er: „Das ist — infam! Ich erkläre jeden, der es wagt, diese unsinnige Wette zu halten, für ebenso gemein und ehrlos wie den Proponenten!"

Totenstill war es geworden. Ein Schauder ging durch die ganze Versammlung. Herr Schäfer ließ ein Seidel fallen, das er gerade hatte füllen wollen. So etwas hatte er, solange er sein Geschäft besaß, noch nicht erlebt. Fritz, der Kellner, stand mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen und verfolgte, ganz die Instruktion seines Prinzipals vergessend, mit atemloser Spannung die Scene. Der Adjutant, der dienstälteste der anwesenden Offiziere, machte eine Bewegung des Schreckens. Leutnant von Reschwitz streckte entsetzt beide Arme zur Decke empor.

Der „schöne Benno" war im ersten Augenblick wie betäubt, als wenn ihm ein plötzlicher Schlag die Besinnung geraubt hätte. Dann aber rang sich ein Wutschrei aus seiner keuchenden Brust herauf. Zugleich stürzte er sich über den Tisch und packte mit der wütend zugreifenden Rechten die Schulter seines Beleidigers und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht Leutnant von Stülpnagel rasch aufgesprungen wäre und den Rasenden zurückgezogen hätte. Zugleich war auch der Adjutant auf seinen Füßen.

„Meine Herren," legte er sich ins Mittel und blickte mit eisiger Strenge, „ich dächte doch, wir sind

keine — eh, Proleten! Herr Kamerad Retzdorf, Sie wissen, daß uns andere Mittel zu Gebote stehen, Konflikte auszutragen, als die Fäuste . . . Meine Herren, ich bedaure sehr, daß unser fröhliches Beisammensein eine so — so unerquickliche Wendung genommen hat. Ich bedaure namentlich, daß Herr Kamerad Nehring auf die wahrscheinlich gar nicht ernst gemeinten Worte unseres Kameraden Retzdorf nicht in etwas — eh, weniger rückhaltloser Form zu antworten verstanden hat."

Leutnant Nehring hatte seinen Helm ergriffen und sich seinen Paletot um die Schultern geworfen. Jetzt wandte er sich noch einmal zu dem Tisch und erwiderte: „Ich bedaure den Vorfall ebenfalls. Von dem, was ich gesagt habe, nehme ich nichts zurück. Ich konnte nicht anders."

Er machte eine Verbeugung und ging.

Jetzt erst löste sich die Starrheit, in deren Bann alle Zuhörer stumm, regungslos dagesessen. Der „schöne Benno" stand noch immer neben seinem Stuhl, bleich, völlig entnüchtert. Lebhaftes Stimmengewirr erhob sich. Da klappte der Adjutant mit dem Deckel seines Bierglases, Ruhe heischend.

„Meine Herren," sagte er, „bevor wir aufbrechen,

möchte ich noch die Erwartung aussprechen, daß über das, was sich soeben hier zugetragen hat" — er warf einen flüchtigen Blick nach dem Wirt und seinem Gehülfen hin und heftete dann seine Augen streng auf den Fahnenjunker, der noch immer wie gelähmt dasaß und mit seinen widerspruchsvollen Gefühlen rang — „daß über das, was sich hier zugetragen hat, von uns allen unverbrüchliches Stillschweigen bewahrt wird . . ."

II.

Nach wenigen Stunden eines unruhigen Schlafes erwachte Leutnant Nehring. Sein erstes Gefühl war überquellende Freude. Das was sich zwischen ihm und dem geliebten Mädchen auf dem Ball ereignet hatte, trat lebendig, als hätte er es soeben durchlebt, vor sein Gedächtnis. „Helene!" flüsterte er und sah mit strahlenden Augen zur Decke empor.

Dann aber setzte er sich mit einem jähen Ruck aufrecht und der freudige Glanz verschwand im Nu aus seinen Mienen. Mit beiden Händen preßte er seine Stirn. Was war denn das für ein Streit gewesen, den er mit Paul Retzdorf, seinem Kastor, später an der Kneiptafel gehabt hatte? Mit einer Gebärde der Verzweiflung griff er sich in die Haare und ein dumpfes Stöhnen rang sich aus der schweratmenden Brust herauf, während er sich alle Einzelheiten des aufregenden bedeutungsschweren Vorfalles

in die Erinnerung zurückrief. Von Benno, seinem intimsten Freunde, waren Helene und er brutal beschimpft worden. Und er selbst, er hatte darauf den Vermessenen vor allen Kameraden gemein und ehrlos genannt. Instinktiv blickte der Schaudernde nach der Uhr. Neun Uhr vorbei. Die höchste Zeit, daß er sich fertig machte. Die Kartellträger des Beleidigten würden nicht lange auf sich warten lassen. Zuvor hatte er noch selbst sich nach einem Kameraden umzusehen, der für ihn die unerläßlichen Schritte unternahm.

Eine Viertelstunde später machte sich Paul Nehring auf den Weg nach der Wohnung des Kameraden von Reschwitz. Auf Bodo den Korrekten war seine Wahl gefallen, weil dieser erstens einer der ältesten Leutnants im Regiment war und weil er zweitens Bennos Auftreten gemißbilligt und sich bemüht hatte, den Berauschten zur Vernunft zurückzurufen. Als zweiten Zeugen wollte er seinen Schwager, Helenes Bruder, wählen. Freilich, er kannte ihn noch sehr wenig. Erst gestern, während des Balles in der Loge, hatte er sich ihm vorgestellt. Aber es war ihm doch ein angenehmes, gewissermaßen tröstendes Gefühl, in der schweren Stunde, die vielleicht schon

morgen für ihn schlug, den Bruder der Geliebten in seiner Nähe zu wissen.

Oberleutnant von Reschwitz erklärte sich sofort bereit, das Mandat anzunehmen. Alle Gebräuche und vorgeschriebenen Formen waren ihm bis ins kleinste Detail geläufig. Kein Wunder, daß er jetzt ganz Eifer und Wichtigkeit war und daß sein Verlangen, sich praktisch in einer so ritterlichen Angelegenheit bethätigen zu können, die Bedenken überwog, die mit einem Duell doch immer verknüpft waren.

„Verlassen Sie sich ganz auf mich, lieber Nehring," sagte er. „Ich werde dafür Sorge tragen, daß sich alles aufs korrekteste abwickelt. Sie bitte ich, sich zunächst wieder nach Hause zu begeben und Ihre Wohnung nicht früher zu verlassen, als bis die Kartellträger Ihres Gegners bei Ihnen gewesen sind. Ihren anderen Kartellträger veranlassen Sie wohl, sich mit mir in Verbindung zu setzen."

Es war kaum eine halbe Stunde nach seiner Rückkehr verstrichen, als Oberleutnant von Stülpnagel in Begleitung Leutnant Strigels, eines jüngeren Kameraden, bei Paul Nehring erschien. Der sonst immer vergnügte dicke Stülpnagel war von unge-

wöhnlichem Ernst. In militärischer Kürze erledigte er seinen Auftrag. Die Angelegenheit wickelte sich in kaum fünf Minuten ab. Die Herren überbrachten die Forderung ihres Mandanten, des Leutnants Retzdorf. Der Geforderte nannte seinen Kartellträger und die Herren empfahlen sich, um alles weitere mit dem Sekundanten ihres Gegners zu verabreden.

Als die beiden Herren gegangen waren, stand Paul Nehring lauschend, mit klopfendem Herzen an der Thür, er hörte, wie sie vom Flur aus in das nebenanliegende Zimmer seines Freundes und nunmehrigen Duellgegners eintraten. Es durchschauerte ihn heiß, während er bei sich die Möglichkeit erwog, daß dem Oberstleutnant, dem Vater Benno Retzdorfs, dieser frühe Besuch der Kameraden am Sonntag Vormittag auffallen mußte. Wenn der alte Herr, wenn Wanda Retzdorf, die Schwester Bennos, von ihrem Zwist und von der Forderung etwas erführen? Furchtbar!

Er stöhnte und schritt aufgeregt in seinem Zimmer auf und ab. Thür an Thür wohnten sie; wie Brüder waren sie von Kindheit an mit einander gewesen und nun hatte sie ein unseliges Verhängnis, die Aufwallung einer kurzen Minute zu Gegnern

gemacht, die in kurzer Frist einander mit der Pistole gegenübertreten mußten . . .

Der Grübelnde biß sich die Lippen wund und blieb mitten im Zimmer stehen, finster zu Boden starrend. Was wurde nun aus seinen Beziehungen zu Helene Seehauß? Sollte er Verlobung feiern und in dem geliebten Mädchen Träume süßen Zukunftsglückes erwecken, wenn vielleicht schon morgen oder übermorgen die Kugel seines Gegners seinem Leben ein jähes Ziel setzte? War es nicht besser zu warten, bis sein Rencontre mit Retzdorf in der einen oder andern Weise erledigt war?

Aber da fiel es ihm schwer auf die Seele, daß ihn Helene erwarten würde, ja nach seinen Worten unter allen Umständen erwarten mußte. Was sollte sie von ihm denken, wenn er nun ohne jede Erklärung ausblieb? Und war es nicht möglich, daß sie sich ihrer Mutter bereits entdeckt hatte? Mußte sie nicht in die peinlichste Verlegenheit geraten, würde sie nicht seiner mit bitterer Enttäuschung gedenken und irre an ihm werden, wenn er nun nichts von sich hören ließ?

Paul Nehring machte sich mit zuckenden Händen zum Ausgehen fertig. Er hatte keine Wahl mehr.

Seine Pflicht und sein Herz geboten ihm gleichermaßen, die Familie Seehauß aufzusuchen.

Die verwitwete Frau Oberlehrer Seehauß bewohnte mit ihrer Tochter und ihrem Sohn, der Redakteur an einer freisinnigen Zeitung war, eine bescheidene Wohnung in der Hauptstraße. Helene saß am Fenster, während sich Leutnant Nehring dem Hause näherte. Sie lächelte errötend hinunter, während er salutierend an seinen Helm faßte. Oben stand sie schon in der geöffneten Flurthür, als er die letzten Stufen hinaufstürmte. In der nächsten Minute sanken sie einander in die Arme und tauschten den ersten heißen Liebeskuß. Dann zog sie ihn an der Hand ins Zimmer.

„Hast du gut geschlafen, Schatz?“ fragte er, der neben ihm Stehenden mit tiefer Zärtlichkeit in das hübsche, liebliche Antlitz mit den großen, blauen, schwärmerischen Augen blickend.

Sie nickte.

„Ja — sehr gut, Paul. Freilich anfangs konnte ich gar nicht einschlafen. Ich war zu glücklich.“

Er legte seinen rechten Arm sanft um ihre Taille.

„Bist du wirklich glücklich?“

Sie schmiegte sich hingebungsvoll an ihn.

„Ach, Paul!“

Er beugte sich zu ihr hinab. Seine Lippen suchten die ihren, die ihm frisch, verlockend entgegenschwellten. In ausbrechendem Gefühl preßte er sie an sich und küßte sie wieder und wieder, während sie selig die Augen schloß.

Ein Geräusch an der Thür trieb die beiden Liebenden auseinander. Helene eilte voll Verwirrung, schämig erglühend, an der eintretenden Mutter vorbei aus dem Zimmer.

Frau Seehauß war eine Dame hoch in den Vierzig. Ihr Haar war schon ganz ergraut. Überstandene Sorgen und durchlittener Kummer hatten sichtbare Spuren in ihr Antlitz gezeichnet. Mit ausgestreckter Hand ging sie dem jungen Offizier entgegen.

Dieser führte die ihm gebotene Hand ehrerbietig an seine Lippen.

„Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Helene Ihnen bereits gesagt hat?“ — begann er, während er sich wieder aufrichtete.

„Ja, Helene hat mir noch in der Nacht ihr übervolles Herz ausgeschüttet.“

„Nun dann erübrigt nur, daß ich mir gestatte, Sie um die Hand ihres Fräulein Tochter zu bitten mit der Versicherung, daß ich kein höheres Bestreben kennen werde, als Helene glücklich zu machen.“

Frau Dr. Seehauß schritt auf das Sofa zu, das vor einem modernen runden Tisch, den eine Anzahl von Fauteuils umstanden, aufgestellt war. Sie lud ihren Besuch mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen und setzte sich selbst.

„Ihr Antrag ehrt mich und meine Familie,“ sagte sie. „Für mich giebt es kein höheres Ziel, als das Glück meiner Kinder. Ich weiß, daß Helene Sie liebt, aufrichtig, mit der ganzen Kraft ihres tiefen Gefühls. Und da ich von Ihnen nur das Beste weiß und an der Aufrichtigkeit Ihrer Empfindung für meine Tochter nicht zweifle, so wäre Ihrem beiderseitigen Glück nichts im Wege, wenn nicht bei dem Menschenschicksal leider oft materielle Dinge mitsprächen.“ Ein befangener, ängstlicher Blick huschte aus den Augen der Sprechenden zu dem jungen Offizier hinüber. „Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß ich nicht in der Lage bin, meiner Tochter eine nennenswerte Mitgift —“

Eine lebhafte Gebärde des Leutnants unterbrach die alte Dame.

„Pardon, gnädige Frau,“ fiel er rasch ein, „ich liebe Helene um ihrer selbst willen und bin glücklich, daß ich in der Lage bin, ihr eine sorgenfreie Zukunft zu bieten. Das Vermögen, das mir meine Eltern hinterließen, beträgt mehr als die gesetzliche Heirats-kaution.“

Ein Freudenschein erhellte das gefurchte Antlitz der alten Dame.

„Nun dann, mein lieber Herr Nehring, kann ich Ihnen aus vollem Herzen mein Jawort geben. Sie werden mein Kind gewiß glücklich machen.“

„Schon aus Egoismus, gnädige Frau,“ entgegnete er, „denn wenn ich Helene glücklich sehe, werde auch ich glücklich sein.“

Sie streckte ihm ihre beiden Hände entgegen, er erfaßte sie mit herzlichem Druck und sah ihr dankend mit stillem Gelübde ins Auge. Ein warmer Blick mütterlichen Wohlwollens traf ihn und da packte ihn plötzlich eine tiefe Bewegung. Das heiße Weh, das ihn bei der Erinnerung an seine Mutter durchzuckte, die ihn so oft als Knaben geliebkost und die er so frühzeitig verloren hatte, wich rasch einer wohligen,

beglückenden Empfindung. Nun stand er nicht mehr allein, nun hatte er wieder eine Mutter und eine Familie gefunden. Und seine Gemütserschütterung zog ihn in die Kniee nieder vor der Frau, der er die Verehrung eines Sohnes entgegenbrachte.

„Es ist lange Jahre her, daß mich eine Mutter küßte,“ sagte er stammelnd.

Frau Dr. Seehauß legte ihre beiden Hände auf seine Schultern und küßte ihn auf die Stirn. Dann zog sie ihn in die Höhe.

„Nun wollen wir unsere arme Helene nicht länger in der marternden Ungewißheit lassen.“

Sie trippelte zur Thür und rief ihre Tochter. Blaß, in ängstlicher Spannung trat Helene über die Schwelle, aber als sie das glückstrahlende Antlitz des Geliebten sah, schlug die Gewißheit ihres Glückes wie eine helle, heiße Flamme in ihr auf und sie warf sich in die nach ihr verlangenden Arme. Als sich der erste Sturm der Seligkeit in einer Flut süßer Küsse Luft gemacht hatte, setzten sich alle drei zusammen und nun begann ein fröhliches Plaudern. Paul Nehring fühlte sich so zufrieden und glücklich wie nie zuvor. Vergessen war, was ihn noch vor einer Stunde beunruhigt und gequält hatte. Die

Hand der Geliebten in der seinen, seinen Blick in den ihren getaucht, empfand er nichts als die berauschende Gegenwart. Er erzählte von seiner Kindheit und von seinen Eltern. Sein Vater war Offizier gewesen wie er und auch die Brüder seiner Mutter hatten alle der Armee angehört. Kein Wunder, daß auch in ihm schon in früher Jugend die Begeisterung für den Offiziersberuf erwacht war.

Als Paul Nehring endlich aufstand und sich verabschieden wollte, erhob Frau Seehauß lebhafte Einsprache:

„Sie werden uns doch das Vergnügen machen," sagte sie, „heute mit uns zu speisen?"

„Ach ja, Paul!" fiel Helene ein und hing sich an den Arm des Geliebten.

Ihm war es natürlich recht, den größten Teil des dienstfreien Sonntags in der Gesellschaft der Braut zu verleben, und so nahm er mit Dank an. Freilich, zugleich regte sich wieder der Gedanke in ihm an Retzdorf's Forderung, die wie ein unheilschweres Verhängnis über ihm drohte und damit kam ihm auch die Pflicht zum Bewußtsein, deren Erfüllung ihm noch oblag. Er hatte noch seinen zweiten Sekundanten zu wählen und diesen zu bitten, sich wegen

der nötigen Besprechungen und Abmachungen mit seinem andern Sekundanten, Leutnant von Reschwitz, in Verbindung zu setzen. Er wollte eben eine Frage nach Helenes Bruder an Frau Seehauß richten, als diese ihm zuvorkam.

„Sie entschuldigen uns wohl,“ sagte sie, Helenes Hand fassend, „wenn wir uns jetzt zurückziehen, um den Speisezettel für unser kleines Verlobungsmahl zu beraten. Ich sende Ihnen indes Ihren Schwager.“

Paul Nehring versank in ein düsteres Sinnen, als ihn die beiden Damen verlassen hatten. Wie aus narrendem süßen Traum erwacht, blickte er entnüchtert um sich. Es war ihm zu Mute, als habe ein Rausch seine Sinne gefangen gehalten, der sich nun verflüchtigte und ihn die rauhe Wirklichkeit um so peinlicher empfinden ließ. Er stützte seine Stirn in die Hand und seufzte aus tiefster Brust. War es nicht ein entsetzlicher Zwiespalt der Gefühle, in dem er sich befand? Sein Herz wollte jubilieren und frohlocken, aber wie ein Druck, der jeden Aufschwung der Seele, jede Freude in ihm lähmte, legte sich der Gedanke an die nächste Zukunft auf seine Brust.

„Arme Helene!“ murmelte er in stiller Erschütterung. „Wenn sie wüßte, wenn sie ahnte!“

Das Geräusch der sich öffnenden Thür schreckte ihn aus seinen Gedanken, und schnell sprang er auf, um sich gegen den Eintretenden zu wenden.

Dr. Bernhard Seehauß stand in demselben Alter wie der junge Offizier. Aber die leicht vornübergeneigte Haltung der schmalschultrigen Gestalt, die Blässe seines Gesichts, und die ernsten, sinnenden Augen ließen ihn älter erscheinen.

„Doktor Seehauß," sagte er, sich Paul Nehring nähernd. Seine Mienen hatten etwas Zurückhaltendes, Scheues, Abwartendes.

„Wir kennen uns ja schon!" rief der Leutnant herzlich, seinem Schwager die Hand bietend.

„Seit gestern," gab der andere mit leisem Sarkasmus zurück, und legte langsam seine Finger in die ihm entgegengestreckte Rechte des Offiziers.

Paul Nehring lächelte.

„Wir werden uns hoffentlich bald näher kennen lernen."

„Das ist auch mein Wunsch," erwiderte der Redakteur, dem die warmblütige Art des Offiziers und sein gesellschaftlich gewandtes, schmiegsames Wesen abzugehen schien, etwas steif und gezwungen. „Meine Mutter teilte mir mit —"

„Sie werden mir nun zürnen?“ fiel der Offizier rasch ein.

„Warum?“

„Nun, weil ich Ihnen Ihre Schwester nehmen will.“

„Sie haben das Recht auf Ihrer Seite, das Recht der Liebe.“

Bernhard Seehauß zog einen Stuhl heran und deutete einladend auf einen der Sessel, die um den Divan standen.

„Ja, das habe ich,“ sagte Paul Nehring herzlich, während er Platz nahm. „Ich liebe Helene aufrichtig, aus vollem Herzen, mit ganzer Seele.“

Das warme Gefühl, das aus dem vibrierenden Ton des jungen Offiziers sprach und das sich auch in seinem strahlenden Gesicht, in seinen leuchtenden Augen verriet, blieb nicht ohne Eindruck auf den schwerfälliger Empfindenden.

„Sie werden meine kleine Schwester glücklich machen?“ äußerte er mit einem prüfenden, eindringlichen Blick.

„Das werde ich. Mein Manneswort darauf.“

„Ich danke Ihnen.“ Bernhard Seehauß drückte dem ihm Gegenübersitzenden die Hand. „Und nun

lassen Sie uns ein bißchen plaudern. Wir wissen ja von einander noch so wenig. Aber wollen wir uns nicht erst eine Cigarre anstecken? da plaudert's sich gemütlicher."

Er erhob sich und präsentierte seinem Schwager eine Cigarrenkiste, die er aus dem nahe am Fenster stehenden Schrank genommen hatte. Als sie die Cigarren in Brand gesetzt hatten, meinte Dr. Seehauß mit allmählich auftauender Gemütlichkeit: „Ein guter Tropfen könnte auch nicht schaden. Die deutsche Sitte verlangt ja doch nun einmal, eine freudige Begebenheit auch gebührend zu begießen." Während er eben zur Thür schreiten wollte, um nach dem Dienstmädchen zu rufen, trat diese schon, ein Tablett mit einer Weinflasche und zwei Gläsern tragend, über die Schwelle.

Bernhard Seehauß lachte.

„Muttchen hat schon vorgesorgt," sagte er. „Ja, ja, die Frauen denken doch immer an das Naheliegende, Wichtige."

Er beobachtete amüsiert das Dienstmädchen, das mit geziertem Wesen das Tablett auf den Tisch stellte und dabei neugierig, in sichtbarem Interesse auf den jungen Offizier blickte.

„Das ist nun Helenes Bräutigam, Martha," sagte der Redakteur humoristisch zu dem Mädchen, das schon mehrere Jahre in der Familie diente.

„Weiß ich, Herr Doktor."

„So? Wie gefällt er Ihnen denn?"

Das Mädchen lächelte verschämt und entgegnete offenherzig: „Na, Herr Doktor, ein Leutnant wird einem nicht gefallen."

Die beiden Herren lachten, und als das Mädchen hinausgetrippelt war, bemerkte Dr. Seehauß halb ernst, während er die Gläser füllte: „Ja, ja, die Frauen haben mehr Sinn für das Wirkliche, als wir Männer. Ich muß offen gestehen, daß mir die Bedeutung des Leutnants, der doch bei uns sozusagen an der Spitze steht, noch nicht so recht aufgegangen ist."

Er nahm sein Glas in die Hand; auch Paul Nehring ergriff das seine und sagte: „Ich weiß nicht, wer von uns beiden der ältere ist, und ob ich nicht vorgreife, ich wollte mir erlauben —: auf du und du!"

Er hielt sein Glas dem des Schwagers entgegen. Über das Gesicht des Redakteurs lief ein Schimmer freudigen Staunens. Das warmherzige Entgegenkommen des Offiziers überraschte ihn sichtlich.

Sie stießen an, leerten ihre Gläser und tauschten einen kräftigen Händedruck.

„Den Kuß hebst du wohl für Helene auf!“ bemerkte der Redakteur, worauf der Leutnant lächelnd nickte.

Dr. Seehauß legte sich bequem in seinen Stuhl zurück und entwickelte ein paar kräftige Rauchwolken aus seiner Cigarre. Ein Gefühl zufriedener Behaglichkeit nahm immer mehr von ihm Besitz. Die Enthüllung, die ihm heute früh seine Mutter plötzlich gemacht hatte, war ihm ebenso unerwartet wie unbehaglich gewesen. Er hatte nun einmal ein Vorurteil gegen junge Offiziere, die er alle in Bausch und Bogen als oberflächliche, genußsüchtige und arrogante Lebemänner verurteilte und von deren beruflicher Thätigkeit er die allergeringste Meinung hatte. Daß er je zu einem von ihnen in nähere Beziehungen treten würde, war ihm immer als völlig ausgeschlossen erschienen und er hatte auch die Mitteilung seiner Mutter von Leutnant Nehrings Bewerbung um Helene anfangs sehr wenig ernst genommen. Seine Meinung war gewesen, daß es sich nur um eine leichtsinnige Liebelei handelte, die ihrer Entstehung mehr übermütiger Balllaune als

ernsteren Gefühlen verdanke. Nun freilich angesichts der formellen Bewerbung des Leutnants konnte er an dessen ernsten Absichten und aufrichtiger Liebe zu Helene nicht mehr zweifeln. Das Unglaubliche, daß ein Leutnant um ein armes Mädchen anhielt, war Wirklichkeit geworden. Auch das ganze Wesen des jungen Offiziers, der etwas Schlichtes und Bescheidenes hatte, überraschte ihn angenehm. Seine Scheu und Zurückhaltung begann sich zu verflüchtigen und sein Wahrheitsdrang riß ihn zu der Äußerung hin: „Nun sage mir mal, woher kommt eigentlich der merkwürdige Nimbus, der euch in den Augen aller Schichten der Bevölkerung umgiebt. Nach meinen Eindrücken — ich selbst bin nie Soldat gewesen — liegt eure Bedeutung hauptsächlich auf gesellschaftlichem Gebiet.“

In den Augen des Gefragten blitzte es überrascht auf und über seine offenen, freundlichen Züge lief ein Ausdruck peinlicher Empfindung. Aber er überwand diese Regung im Nu und auf die offenherzige und sarkastische Art seines Schwagers mit Humor eingehend, erwiderte er lächelnd: „Du meinst, unser Hauptverdienst sei, daß wir zumeist flotte Tänzer und Courmacher sind?“

„Das ist allerdings, offen gestanden, meine Ansicht von der Sache."

Der Offizier neigte sich leicht vornüber.

„Darf ich fragen, wie du zu dieser Ansicht gelangt bist?" fragte er.

„Nun — auf grund gelegentlicher Beobachtung —"

„Und auf grund des Studiums der Fliegenden Blätter, nicht wahr?" Der Leutnant schüttelte mit dem Kopf und in seinen Mienen machte sich ein heiliger Ernst geltend, der ihn immer beherrschte, wenn er an seinen Beruf dachte, der für ihn das Höchste war im Leben. „Nein, mein Lieber, unsre eigentliche Bedeutung liegt denn doch auf einem ganz anderen Gebiete. Unsre Thätigkeit hat übrigens in ihren Zielen mit der eines Redakteurs viel Ähnlichkeit."

Auch Dr. Seehauß schnellte überrascht nach vorn.

„Was du sagst!" rief er erstaunt, nicht ohne Sarkasmus.

„Ihr Journalisten klärt das Volk auf und bildet es. Nicht wahr?"

„Allerdings, das ist unsre Aufgabe."

„Nun, etwas Ähnliches thun wir auch. Wir setzen das Werk der Schule fort. Die Armee ist

gewissermaßen die große Fortbildungsschule und der Offizier ist der Erzieher des Volkes."

Der Leutnant atmete tief; der Eifer und die Liebe und Begeisterung für den Gegenstand, für den er sich ereiferte, trieb ihm das Blut heiß ins Gesicht.

Der Redakteur machte eine Bewegung stärkster Verwunderung.

„Ach nein!" entfuhr es ihm, während neben der Überraschung spottende Ironie aus seinen Augen funkelte.

„Du solltest dir einmal das Material ansehen," fuhr der junge Offizier, ohne den Zwischenruf zu beachten, fort, „das wir oft in unseren Rekruten erhalten: Menschen, die körperlich und moralisch keine Haltung haben, die innerlich zuweilen ebenso verwildert sind wie äußerlich. Für die bedeutet die Armee der große Filter, durch den sie zu ihrem eignen Vorteil hindurch müssen. Alle die Eigenschaften, die nachher den guten Staatsbürger ausmachen, erziehen wir ihnen an: Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Gehorsam, Disziplin, Sinn für Pflicht und Ehre, Vaterlandsliebe. Die Hauptfaktoren, durch die wir unsre Siege erfochten und die auch im Frieden unser Volk groß gemacht haben, lernt der angehende

Bürger erst in der Armee kennen: Die Fähigkeit zur Aufopferung und die Liebe zur Pflicht. Das, mein lieber Schwager, ist die Ethik des Militarismus, das ist unser Wirken."

Diese, mit der Kraft vollster Überzeugung, mit Feuer und Enthusiasmus gesprochenen Worte verfehlten nicht ihre Wirkung auf den sinnend, nachdenklich dasitzenden Zuhörer. Freilich, solche Anschauungen waren ihm ganz und gar fremd und neu, und es war erklärlich, daß sie ihm nicht sofort in vollem Umfange einleuchteten.

„Du, von dieser Seite habe ich die Sache noch gar nicht betrachtet," räumte er indes ein. „Es mag ja sein, daß etwas Wahres daran ist und daß ihr in dieser Weise auf die körperliche und vielleicht auch moralische Erziehung der großen Masse einwirkt. Aber eine hinreichende Begründung und eine Berechtigung eurer Sonderstellung im Staat und in der Gesellschaft scheint mir daraus doch noch nicht hervorzugehen. Was mir nicht gefällt, ist, daß ihr eine so bevorzugte, gewissermaßen privilegierte Stellung einnehmt und beansprucht, daß ihr eure eignen Anschauungen und Einrichtungen habt, euren eignen Ehrenbegriff, eigne Gerichte und so weiter, kurz und gut, daß die

bürgerlichen Einrichtungen, denen wir übrigen alle unterworfen sind, euch nicht als eurer würdig und genügend erscheinen."

Der Leutnant nickte.

„Gewiß, eine gewisse Bevorzugung, die uns von allen übrigen Klassen der Staatsbürger unterscheidet, läßt sich nicht leugnen. Aber ist dieselbe wirklich so ganz ungerecht, so ganz unberechtigt und gegenstandslos? Ist diese privilegierte Stellung nicht als eine gerechte Entschädigung anzusehen für die vielen Opfer, die wir im Interesse unsres Berufes zu bringen haben, für die Selbstentäußerung und Einbuße an vielen materiellen Gütern, an Wohlhabenheit, an Bequemlichkeit, an persönlicher Freiheit, der wir uns zu unterziehen haben? Nicht nur im Kriege, auch in Friedenszeiten werden an unsre körperliche und moralische Leistungsfähigkeit die höchsten Anforderungen gestellt. Sollen wir unsrer Aufgabe genügen können, muß unser Ehrgefühl und unser idealer Sinn bis zu einem Grade entwickelt und gesteigert sein, der ebenso außergewöhnlich zu sein hat, wie unsre soziale Stellung es ist. Vergegenwärtige dir einmal, worin unsre Hauptaufgabe besteht! In der schwierigsten Lebenslage, angesichts der Todesgefahr,

sollen wir die Menge führen, sie mit uns fortreißen, sie zur unbedingten Folgeleistung gegen uns zwingen. Um dies zu können, muß in uns ein hochentwickelter Idealismus leben, unsre moralische Kraft muß das Durchschnittsmaß weit übersteigen und deshalb gebührt uns auch eine bevorzugte Stellung. Wer sich gewöhnt hat, als etwas Besonderes zu gelten, wird sich auch für verpflichtet halten, etwas Besonderes zu leisten."

Dr. Seehauß hatte bei diesen Äußerungen seines Schwagers, die seinen Empfindungen und seinem Urteil allzusehr widersprachen, wiederholt den Kopf geschüttelt, jetzt machte er eine auffahrende Bewegung und er wollte sich eben zu einer Erwiderung anschicken, als der abermalige Eintritt des Dienstmädchens die Diskussion unterbrach.

Von Marthas Gesicht strahlte Eifer und Wichtigkeit. Sie hatte ein Briefcouvert in der Hand und überreichte es dem jungen Offizier, während sie berichtete: „Der Bursche des Herrn Leutnant hat das soeben abgegeben: der Herr Oberleutnant von Reschwitz läßt dem Herrn Leutnant sagen, daß es etwas Dringliches sei."

Paul Nehring griff mechanisch zu. Zugleich wich

der Schimmer des Enthusiasmus und die gehobene, fast feierliche Stimmung, die ihn noch eben in allen Fibern erfüllt hatte, von seinem Gesicht. Wie eine plötzliche Ernüchterung kam es über ihn und seine Mienen verfinsterten sich im Nu.

„Ich danke," sagte er lakonisch, und zu seinem Schwager gewendet, fügte er hinzu, während das Mädchen wieder hinausging: „Du erlaubst!"

Der Redakteur rief ein höfliches: „Aber bitte sehr!" Paul Nehring erbrach den Brief und las:

„Lieber Kamerad Nehring!

Ich habe vergebens eine Viertelstunde bei Ihnen gewartet. Ihr Bursche sagte mir, Sie hätten sich zu einem Besuch in die Wohnung der Familie Seehauß begeben. Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen ein paar eilige Zeilen dorthin sende. Sie wissen, daß ich gern korrekt bin. In Ehrensachen ist höchste Eile dringlichste Pflicht. Ich komme soeben vom Hauptmann von Schierstedt, dem Präses des Ehrenrats. Der Ehrenrat hat sich in Ihrer Angelegenheit mit Leutnant Retzdorf bereits schlüssig gemacht. Seine Entscheidung lautet: er könne bei der Schwere der Beleidigung einen Aus-

gleich nicht vorschlagen. Nun, dieser Beschluß ist selbstverständlich und ist wohl von uns allen vorausgesehen worden. In einer halben Stunde kommen die Kartellträger Ihres Gegners zu mir. Wir wollen uns bezüglich des Termins und der Bedingungen des Duells auseinandersetzen. Veranlassen Sie, bitte, Ihren zweiten Sekundanten, daß er sich pünktlich zu mir bemühen möge.

Mit kameradschaftlichem Gruß

Ihr

v. Reschwitz."

Ein leises Stöhnen entrang sich der schweratmenden Brust des jungen Offiziers. Es war ihm, als griffe eine rauhe Faust plötzlich an sein Herz. Die Hand mit dem Brief sank zitternd herab und sein Gesicht starrte blaß und verstört.

Bernhard Seehauß sah mit Verwunderung und Unruhe diese plötzliche sichtbare Veränderung in dem Aussehen und Wesen seines Schwagers.

„Aber was hast du denn?" rief er erschreckt. „Ich sehe, daß dich die Nachricht, die du eben erhalten hast — aber verzeihe, ich will nicht indiskret sein —" Der Leutnant schüttelte abwehrend mit dem

Kopf. Dann strich er sich mit der Hand über die Stirn, als müsse er seine Gedanken sammeln. Jetzt gab er seinem Sessel einen Ruck, um näher an den andern heranzurücken.

„Ich muß dich um eine Gefälligkeit bitten, lieber Schwager," sagte er, seine Stimme dämpfend und sich ängstlich forschend umsehend.

„Bitte, verfüge ganz über mich!"

„Ich weiß gar nicht, wie ich's dir sagen soll," fuhr Paul Nehring gequält fort, „das Peinlichste ist, daß ich dich gerade heute damit behelligen muß. Aber die Angelegenheit duldet keinen Aufschub. Es ist eine Ehrensache. Gestatte, daß ich dir zunächst den Sachverhalt mitteile." Der Sprechende sah wieder mit scheuen, ängstlichen Blicken nach der Thür, neigte sich dann noch weiter seinem voll Spannung zuhörenden Schwager zu und teilte ihm in kurzen Worten mit, was sich in der Nacht zwischen ihm und Benno Retzdorf ereignet hatte.

„Schmachvoll!" rief der Redakteur mit flammendem Unwillen. „Ich begreife nicht, wie der Angehörige eines Standes, der doch ein besonders feines Ehrgefühl für sich in Anspruch nimmt, sich soweit vergessen konnte."

Der junge Offizier fühlte sich durch die Äußerung seines Schwagers sehr peinlich berührt. Er schämte sich in die Seele seines Kameraden und Freundes und entgegnete entschuldigend: „Er befand sich in einem fast unzurechnungsfähigen Zustande. Überhaupt handelte es sich wohl mehr um eine kindische Prahlerei als um eine ernste Absicht und meine Schuld war's, daß er ja keine Ahnung hatte, wie ich eigentlich mit Helene stand."

„Jedenfalls hattest du recht," beharrte der Redakteur, noch immer vor Unwillen glühend, „daß du ihn sogleich in der verdienten Weise abfertigtest. Seine Pflicht ist's, dich nachträglich um Entschuldigung zu bitten."

Der Leutnant schüttelte verneinend mit dem Kopf.

„Das kann er nicht nach dem, wie ich ihm gegenübergetreten bin. Überdies ist es dazu auch schon zu spät."

„Zu spät?"

„Er hat mir heute früh bereits seine Forderung geschickt."

Der Redakteur saß im ersten Augenblick sprachlos, wie erstarrt. Seine Augen öffneten sich weit und malten ein tiefes Erschrecken.

„Forderung?“ wiederholte er mechanisch. „Ihr — ihr wollt euch duellieren?“

Paul Nehring nickte düster.

Des Redakteurs bemächtigte sich eine grollende Empörung. Alle Muskeln in seinem blassen, mageren Gesicht vibrierten heftig, seine Stimme nahm einen zischelnden, förmlich bohrenden Ton an: „Das ist doch unmöglich! Du kannst doch nicht leichtsinnig dein Leben aufs Spiel setzen, jetzt wo du dich soeben verlobt hast.“

Der Offizier zuckte resigniert mit den Achseln. „Ich kann nicht anders. Als Offizier darf ich eine Forderung nicht zurückweisen.“

Bernhard Seehauß schnellte ganz nach vorn; seine Augen sprühten.

„Aber du hast doch Pflichten gegen deine Braut!“

Paul Nehring atmete schwer. Seine Blicke hefteten sich düster auf den Boden. Seine Lippen zuckten.

„Das ist ja der entsetzliche, furchtbare Zwiespalt, in dem ich mich befinde,“ stieß er gequält hervor. „Ich habe Pflichten gegen meine Braut, aber ich habe auch Pflichten gegen meinen Stand.“

Der Redakteur schüttelte ganz außer sich mit dem

Kopfe und machte mit den Händen eine beschwörende Bewegung nach oben.

„Aber hast du deinen Gegner nicht eben selbst entschuldigt?“

„Allerdings. Und wenn es sich um einen Vorfall unter vier Augen handelte, hätte sich wohl eine friedliche Verständigung finden lassen. Aber so! Die Beleidigung geschah in Gegenwart der Kameraden und die Angelegenheit ist vorschriftsmäßig dem Ehrenrat unterbreitet worden. Damit waren mir die Hände gebunden. Ich konnte unmöglich das Risiko auf mich nehmen, einen friedlichen Ausgleich zu versuchen, ohne den Spruch des Ehrenrats abzuwarten. Ich hätte mich in ein falsches Licht gestellt und mich dem Vorwurf ausgesetzt, ein nicht fein genug empfindendes Ehrgefühl zu besitzen. Du weißt, der schimpflichste Verdacht, in den ein Offizier geraten kann, ist der, allzu ängstlich um sein Leben besorgt zu sein.“

Der andere stieß seinen Atem hörbar aus, seine Augen flirrten unruhig, seine Finger krampften sich zusammen.

„Und der Ehrenrat?“ fragte er fieberisch erregt. Der Gefragte reichte seinem Schwager den Brief, den er vom Leutnant v. Reschwitz erhalten hatte. Bernhard

Seehauß überflog die wenigen Zeilen rasch. Die Stelle, die von der Entscheidung des Ehrenrats handelte, las er laut: ‚er könne bei der Schwere der Beleidigung einen Ausgleich nicht vorschlagen . . .‘ „Das heißt mit andern Worten,“ sagte er, seinen Blick fragend auf den Offizier richtend, während er ihm das Schreiben zurückgab, „der Ehrenrat befiehlt euch den Zweikampf?“

„Ja.“

Der Redakteur erhob seine ineinander geschlungenen Hände mit einer Gebärde des Entsetzens und der Anklage.

„Aber der Ehrenrat wußte doch nicht,“ wandte er ein, „wie schwer dich Retzdorfs Worte treffen mußten und daß du dich inzwischen verlobt hast!“

Der junge Offizier zuckte mit den Achseln.

„Wüßte er es auch, in seiner Entscheidung würde er nichts ändern. Die Beleidigung bliebe doch immer dieselbe, die schwerste, die man einem Offizier zufügen kann. Sie kommt ja fast der That gleich. Und ich kann nicht einmal als Milderungsgrund anführen, daß ich bezecht, nicht Herr meiner Sinne war. Dazu kommt noch, daß Retzdorf die Beleidigung gewissermaßen erwiderte, thätlich.“

„Wie?“ rief der andere auffahrend.

„Er packte mich an der Schulter und hätte wohl noch Schlimmeres gethan, hätte ihn nicht ein Kamerad zurückgehalten. Der Ehrenrat konnte also garnicht anders entscheiden, wollte er nicht alle Traditionen der Armee verleugnen.“

Der Redakteur nagte heftig an seiner Unterlippe.

„Und wenn ihr euch nun dem Spruch des Ehrenrats nicht fügt?“ fragte er mit funkelnden Augen.

„Dann würden wir gegen die Anschauungen unserer Kameraden verstoßen, die eine so schwere Beleidigung durch eine bloße Zurücknahme nicht als gesühnt betrachten, dann wären wir gebrandmarkt für immer. Unsere Kameraden würden ein Ehrengericht über uns abhalten und uns als ehrlos mit Schimpf und Schande aus ihren Reihen stoßen.“

„Und so giebt's für euch keinen andern Ausweg, als daß ihr mit den Waffen einander gegenübertretet?“

„Es giebt keinen anderen Ausweg.“

Bernhard Seehauß fuhr von seinem Sitz in die Höhe. Er durchmaß ein paarmal aufgeregt das Zimmer. Er konnte den Standpunkt seines Schwagers

nicht teilen, nicht einmal verstehen. Ihm erschien das alles als Widersinn, Unnatur, ja, geradezu als Wahnsinn. Hatte er, der Beleidigte, nicht selbst seinen Gegner entschuldigt? War es nun nicht das Einfachste, daß sie sich aussprachen, sich gegenseitig verziehen und versöhnten? Aber weil sie zufällig Offiziere waren, konnten sie das nicht, mußten sie ihr menschliches Gefühl gewaltsam in sich ersticken.

Von den in ihm stürmenden Empfindungen getrieben, trat er auf seinen Schwager zu und legte ihm seine beiden Hände beschwörend auf die Schulter.

„Ich bitte dich," sagte er, „bedenke doch, wie du dich gegen Helene versündigst! Rührt es dich denn nicht, wenn du siehst, wie glücklich sie ist? Deine Liebe, die du ihr erklärt hast, giebt ihr auch Rechte an dich. Sie vertraut dir, sie erwartet von dir das Glück ihrer Zukunft. Deine erste und heiligste Pflicht ist es doch nun, Helene glücklich zu machen, und alles übrige muß davor zurücktreten. Glück und Leben willst du aufgeben eines alten überlebten Vorurteils wegen, das in unsre Zeit doch wahrlich nicht mehr hineinpaßt! Du willst dich oder einen andern zum Tode verdammen eines in der Aufregung, im Rausch unbedacht ausgesprochenen Wortes wegen?!

Steht denn die Entscheidung über dein höchstes Gut nicht bei dir selbst? Ist denn deine Ehre nicht dein Privateigentum?"

Der junge Offizier hatte sein Gesicht mit der Hand beschattet. Wohl wühlten die beschwörenden Worte seines Schwagers seine Seele in ihrer Tiefe auf, aber zu sehr waren die Anschauungen und Empfindungen, in denen er aufgewachsen war, in sein Fleisch und Blut übergegangen, als daß er sich nun plötzlich von ihnen hätte freimachen und sich zu ganz entgegengesetzten Meinungen bekehren können.

„Du irrst," sagte er, ganz erfüllt von seiner Überzeugung. „Unser ganzer Stand hat Anteil an der Ehre jedes einzelnen seiner Angehörigen. Ich bin nicht nur der Träger meiner persönlichen Ehre, sondern auch der meines gesamten Standes. Und wenn ich meine Ehre verletze, so verletze ich auch die meiner Kameraden, und deshalb kann ich nicht anders, deshalb muß ich mich den Anschauungen und Satzungen meines Standes fügen."

Die Mienen des Redakteurs beherrschte ein Ausdruck strenger, kalter, bitterer Verachtung.

„Nun dann kann ich dir nur eins raten: tritt aus, sage dich los von dem Stande, der dir dein

freies Selbstbestimmungsrecht raubt, der dich zwingt, ein anderer zu sein als du selbst!“

Paul Nehring sprang von seinem Sessel auf. Auch in seinem bleich gewordenen Gesicht zuckte eine heftige Bewegung und eine unerschütterliche Entschlossenheit.

„Das kann ich nicht,“ erwiderte er, mühsam seine Stimme dämpfend. „Ohne meinen Beruf hat das Leben für mich keinen Wert. Auch Helenes Liebe würde mich nicht für das entschädigen können, was ich aufgeben müßte. Mein Vater war Offizier, mein Großvater war Offizier, ich bin aufgewachsen in den Traditionen meiner Familie. Von Kindheit an fühle ich mich als Soldat, belebt mich soldatisches Ehrgefühl, soldatischer Ehrgeiz. Und nun verlangst du, ich sollte mit einemmal aus meiner Haut heraus! Du verlangst, daß ich mich dem Vorwurf der Feigheit aussetze!“

Bernhard Seehauß erwiderte nichts. Er war ans Fenster getreten und starrte, mit seinen Gedanken ringend, zum Firmament empor. Er bemühte sich, sich in die Empfindungen und die Denkweise des Offiziers zu versetzen. Sein Beruf hatte ihn geübt, anderen Urteilen, anderen Meinungen nachzu-

gehen und sie verstehen und würdigen zu lernen. Es gehörte ja zu seinen Obliegenheiten, die öffentlichen Blätter aller Parteirichtungen zu lesen; er war nicht mit geschlossenen Augen im Leben umhergegangen, er wußte ja, wie man in den exklusiven Kreisen, denen Helenes Bräutigam angehörte, dachte und empfand. Und wenn er es auch nimmermehr billigen konnte, wenn sich auch alles Empfinden und Denken in ihm dagegen auflehnte, er begriff, daß der junge Offizier nicht anders fühlen und handeln konnte.

„Du hast recht,“ sagte er, sich zu ihm umkehrend. „In deiner Stellung kannst du wohl nicht anders und ich bin thöricht, wenn ich von dir verlange, daß du über diese Dinge urteilst wie ich, daß du handelst, wie ich handeln würde, wäre diese Frage, in der du stehst, an mich herangetreten. Du bist nicht zu tadeln, denn der einzelne ist machtlos gegen das Vorurteil, das für einen ganzen Stand maßgebend ist. Ich weiß ja, euch alle beherrscht die Anschauung, daß es eure Pflicht sei, ein empfindlicheres Ehrgefühl zu besitzen, als alle übrigen Stände. Ihr habt euch ein Götzenbild zurecht gemacht, das ihr Offiziers-Ehre nennt und dem ihr Menschenopfer darbringt

wieder und immer wieder.“ Der Sprechende strich sich über das erhitzte Gesicht und bemühte sich, die in ihm gärende Erregung zu beschwichtigen. „Aber nun sage mir,“ fuhr er ruhiger fort, „welche Rolle ich in dieser traurigen Affaire spielen soll!“

Über den jungen Offizier kam es wie ein Aufatmen. Er empfand die plötzliche Nachgiebigkeit seines Schwagers als eine Befreiung und als eine förmliche Genugthuung. Gottlob, daß Helenes Bruder einsah, daß er nicht anders konnte, daß er unter einem Zwange stand, dem er sich nicht entziehen durfte.

„Ich wollte dich bitten,“ sagte er, „als mein zweiter Sekundant zu fungieren. Die Kartellträger meines Gegners wollen sich mit den meinigen über die näheren Bestimmungen des Zweikampfes beraten. Du triffst die Herren in der Wohnung des Oberleutnants von Reschwitz, der mit dir meine Rechte vertreten will. Du mußt dich beeilen! Reschwitz' Wohnung ist ein paar Häuser von hier, am Markt Nummer fünf. Willst du?“

Der Redakteur preßte seine Lippen fest zusammen. Seinen zuckenden Mienen war anzusehen, wie sehr er seiner innersten Natur Gewalt anthun mußte, um sich dem Wunsche seines Schwagers zu fügen.

„Gut!“ stieß er fast rauh hervor. „Ich gehe, obgleich sich alles in mir empört, an diesem frivolen —“

„Verzeihe!“ unterbrach er sich, als der andere eine protestierende Bewegung machte. „Aber ich will dir nicht verbergen, daß ich voll Unwillen und Empörung bin. Wenn ich dir trotzdem willfahre, so thue ich es erstens aus naheliegenden, persönlichen Gründen und zweitens, weil es mich drängt, mit deinen Kameraden zu sprechen. Vielleicht ist es doch möglich, sie zu überzeugen, daß das Duell in diesem Falle —“

Der Leutnant streckte plötzlich heftig abwehrend und warnend seine Rechte aus.

„Helene!“ flüsterte er hastig.

Die glückstrahlende Braut trat ahnungslos ins Zimmer. Auf ihrem lieblichen Gesicht lag der Abglanz des himmelhohen Glückes, das in ihren Adern pulsierte.

„Nun, habt ihr euch gut unterhalten?“

Sie schmiegte sich zärtlich an ihren Bräutigam und sah mit liebevollem Blick zu ihm auf. Der ernste Ausdruck in seinen Mienen fiel ihr auf.

Fragend spähte sie zu ihrem Bruder hinüber. Der aber hatte sich rasch nach dem Fenster herumgedreht.

„Was habt ihr denn?“ fragte sie ein wenig betreten.

Paul Nehring zwang sich zu einem Lächeln.

„Aber nichts, Schatz,“ sagte er. „Wir haben nur eifrig miteinander debattiert.“

„Politisiert,“ kam Bernhard Seehauß seinem Schwager zu Hilfe. „Du weißt, da erhitze ich mich leicht.“

Helene nickte völlig arglos.

„Dann freilich. Weißt du, Paul, über Politik mußt du mit Bernhard überhaupt nicht streiten. Da ist er einfach furchtbar. Ich will euch übrigens nicht stören. Ich wollte nur eine Frage an dich richten, Paul. Mama meinte, es wäre dir vielleicht lieb, wenn wir deinen Freund Retzdorf einlüden. Du brauchtest ja nur ein paar Zeilen zu schreiben und wir senden sie ihm durch unsre —“

„Das geht nicht!“ unterbrach Bernhard Seehauß rauh, während der junge Offizier innerlich zuckte.

„Weil es schon zu spät ist?“ fragte die Braut harmlos. „Aber ich weiß doch, daß Leutnant Retz-

dorf und Paul so intime Freunde sind. Da nimmt man es doch nicht so genau. Sie nennen euch ja doch Kastor und Pollux, nicht wahr, Paul? Und ich würde zu meiner Freundin Frida Maiwald hinüberspringen und würde sie ebenfalls bitten und wir könnten dann eine vergnügte Verlobungsfeier improvisieren. Meinst du nicht, Paul?"

Helene Seehauß hatte ihre Rechte auf den Arm ihres Bräutigams gelegt und reckte sich jetzt mit freudig erwartungsvollem Gesicht zu ihm empor.

Es war dem jungen Offizier nicht möglich, ihren Blick auszuhalten. Er blickte betreten an ihr vorbei.

„Ich dächte," sagte er, seine Bewegung mit Mühe bemeisternd, „nach meinem Gefühl wenigstens — es ist doch das erste Mal, daß ich euer Gast bin — und da denke ich —"

„Natürlich," fiel der Redakteur ein, „wir bleiben unter uns. Das ist doch selbstverständlich! Wir müssen doch erst selbst warm miteinander werden."

Helene überwand rasch die kleine Enttäuschung, die sie empfand. Nach Mädchenart brannte sie darauf, ihr großes Glück gern auch vor den anderen zu zeigen. Der offnen Unlust der beiden Männer aber gab sie mit guter Miene nach.

„Es ist auch wahr," sagte sie und drückte den Arm ihres Verlobten. „Es wird viel schöner, wenn wir ganz für uns bleiben."

Sie nickte ihrem Verlobten und ihrem Bruder lächelnd zu und eilte wieder hinaus zu ihrer Mutter.

Die beiden Männer standen eine Weile lautlos, mit ihren Gefühlen ringend.

„Armes Kind!" flüsterte Bernhard Seehauß mit bekümmerter Miene.

Der Leutnant ergriff mit impulsiver Bewegung die Hand seines Schwagers.

„Sie darf es um Gotteswillen nicht erfahren!"

„Natürlich nicht!" pflichtete der andere erschüttert bei. „Wie sollte sie die furchtbare Aufregung, die entsetzliche Angst ertragen! Sie würde ja darüber zu Grunde gehen."

Paul Nehring preßte seine rechte Hand gegen die Stirn und stöhnte aus tiefster Brust. Beklemmendes Stillschweigen herrschte für ein paar Sekunden. Man hörte nur das heftige Atemholen der beiden Männer.

Endlich entriß sich Bernhard Seehauß seiner lähmenden Erstarrung.

„Also auf Wiedersehen," sagte er. „Ich gehe zu deinen Kameraden."

Sie drückten einander die Hände. An der Schwelle begegnete der Redakteur seiner Schwester, die freudig zu ihrem Verlobten zurückkam.

„Willst du denn noch fort, Bernhard?" fragte sie befremdet.

„Ich will nur mal in der Redaktion nachsehen, ob nicht vielleicht wichtige Depeschen da sind."

„Aber bleibe nicht zu lange, Bernhard!"

„Höchstens ein halbes Stündchen."

Er nickte und ging, nachdem er noch einen verstohlenen, warnenden Blick auf seinen Schwager geheftet hatte . . .

Als Bernhard Seehauß nach einer Stunde zurückkam, fand er die beiden Liebenden in glücklichem Zusammensein. Beide strahlten, als drohte auch nicht das kleinste Wölkchen am Himmel ihrer Liebe.

Helene hatte sich an das Piano gesetzt und sang mit ihrer weichen, klangvollen Stimme das frische, frohe, liebesselige Frühlingslied von Gounod.

Paul Nehring hatte sich ein paar Schritte davon in einen Sessel sinken lassen, die leuchtenden Augen verliebt auf die schöne Sängerin gerichtet. Die süßen

Klänge schmeichelten sich in sein Herz und ließen ihn alles andere außer seiner Liebe vergessen.

Einen schneidenden Kontrast zu diesem sorglosen Liebesglück bot das Aussehen des Eintretenden, in dessen Mienen düstere Beklommenheit, dumpfe Verzweiflung nisteten. Wie erstarrt blieb er an der Schwelle stehen und blickte verstört nach den beiden selig Schwärmenden hin.

Einschmeichelnd und bestrickend klang der Refrain des Liedes aus dem Munde der ahnungslos glücklichen Braut:

„Liebchen, komm' mit ins duftige Grün,
Wo die heimlichen Veilchen blüh'n,
Wo in lieblicher Lenzesnacht
Wonne der Liebe lacht."

„Das war schön, Schatz! Ich danke dir!" rief der Leutnant entzückt und umarmte seine Braut begeistert.

Er küßte die vor Freude und Genugthuung Erglühende.

„Weißt du," sagte sie strahlend, „ich habe noch nie so mit Lust gesungen."

Er nickte verständnisvoll.

„Es kam dir eben von innen heraus."

Erst jetzt bemerkten die Schwärmenden den noch immer regungslos Dastehenden.

„Da bist du ja schon, Bernhard!“ rief Helene, entwand sich errötend dem Arm ihres Bräutigams und huschte zur Thür hinaus.

Paul Nehring war bei dem Anblick des Schwagers, der wie ein Bote des Unglücks aussah, zusammengezuckt. Ein Schatten senkte sich blitzschnell auf die strahlenden Züge.

„Nun?“ fragte er mit flirrenden Augen, in verhaltener Spannung und Erregung.

Die fest zusammengepreßten Lippen des Redakteurs öffneten sich zu einem leisen Flüstern.

„Ich habe wie mit Engelzungen geredet. Deine Kameraden hörten mich schweigend an, mit Gesichtern, als spräche ich chaldäisch. Erst als ich von deiner Verlobung sprach, kam eine Bewegung über sie und sie zogen sich ans Fenster zurück und wisperten eine Weile miteinander. Dann erklärte mir Leutnant von Reschwitz im Namen der andern: der Ehrenrat hat gesprochen, damit ist die Sache für uns erledigt.“

Paul Nehring nickte resigniert.

„Und die Bedingungen?“ fragte er mit zuckenden Lippen.

„In dieser Hinsicht sind sie mir ja etwas entgegengekommen. Sie bewilligten zwanzig Schritt Barrière und zweimaligen Kugelwechsel.“

„Und wann?“

„Morgen früh acht Uhr.“

Der Leutnant fuhr schaudernd zusammen.

„Morgen?“

Er preßte seine Rechte gegen die Augen und bemühte sich, seine Bewegung zu bemeistern.

Von nebenan hörte man das Klirren der Teller, der Messer und Gabeln, dazu fröhliches Trällern:

„Liebchen, komm mit ins duftige Grün,
Wo die heimlichen Veilchen blüh'n,
Wo in lieblicher Lenzesnacht
Wonne der Liebe lacht.“

In tiefster Erschütterung sank Bernhard Seehauß auf den nächsten Sessel und stöhnte in folternder Seelenqual.

III.

Um dieselbe Zeit hatte der „schöne Benno“ wieder einmal eine „geschäftliche“ Auseinandersetzung mit seinem alten Herrn, dem verabschiedeten Oberstleutnant Retzdorf. Der „schöne Benno“ saß in seinem Zimmer am Schreibtisch und malte Zahlen auf ein Blatt Papier, während der Oberstleutnant aufgeregt und ungeduldig auf und ab schritt und hin und wieder mit ärgerlicher, heimlich gespannter Miene zu seinem Sohne hinüberschielte.

„Na, wieviel ist's also zusammen?“ stieß der alte Herr grollend hervor.

„Gleich, Papa .... Fünf und drei sind acht und fünf sind dreizehn. Ich bin schon beim addieren.“

„Also?“ Der alte Herr blieb stehen und trat mit wachsender Ungeduld mit dem Fuß auf.

Man hörte, wie der Leutnant noch einmal tief Atem holte; dann erklärte er mit krampfhafter Ent-

schlossenheit: „Sechstausendsiebenhundert und zweiunddreißig Mark sind's, Papa."

Dem alten Offizier schoß dunkle Glut ins Gesicht und er schlug klatschend die geballte Rechte gegen die flache linke Hand.

„Donner — und das soll ich bezahlen?"

Der Leutnant stand auf und drehte sich zu seinem Vater herum.

„Ich bitte dich dringend darum, Papa," antwortete er mit staunenswerter Ruhe.

Der alte Herr sah mit sprühenden Augen zu seinem Sohne hinüber.

„Und wenn ich's nicht bezahle?"

Des Leutnants hübsche Züge verdüsterten sich und er ließ sein Haupt auf die Brust sinken, während er leise, in dumpfem Ton, entgegnete: „Dann — dann bin ich ehrlos, Papa."

Der alte Offizier fuhr zusammen; sein Gesicht erblaßte, seine grollende Aufgeregtheit schlug auf einmal in ruhigen, düsteren Ernst um.

„Das heißt: dann mußt du dir eine Kugel durch den Kopf schießen?"

„Ja, Papa."

Der Oberstleutnant schritt eine Weile schweigend, die Hände auf dem Rücken übereinandergelegt, auf und ab. Beklemmende Stille herrschte. Nach einer Weile blieb der alte Herr wieder stehen.

„Wann muß das Geld bezahlt werden?“ fragte er.

„Dreitausendfünfhundert noch heute, das übrige — in den nächsten Tagen.“

Der Oberstleutnant streckte seine Hand aus.

„Zeige mal her!“

Rasch schnellte der Leutnant herum, lebhaft, mit aufklärender Miene, und nahm das Blatt mit den Zahlen vom Schreibtisch, um es seinem Vater zu reichen.

Der Oberstleutnant hatte schon sein Pincenez hervorgezogen; jetzt setzte er es auf und las: „Schäfer achthundert —“ Mit einem unwilligen Kopfschütteln unterbrach er sich. „Walter zweihundert: Na sage mal,“ rief der alte Herr, aufblickend, in neu aufflammendem Zorn zu seinem Sohne hinüber: „Zweihundert Mark für Cigarren! Das ist denn doch —!“

In den Mienen des „schönen Benno“ zuckte ein Gemisch von Leichtsinn und Galgenhumor, während er schlagfertig versetzte: „Du weißt doch, Papa, daß in letzter Zeit alles so teuer geworden ist.“

Der alte Herr machte eine wütend abwehrende Bewegung; dann las er weiter: „An X. dreitausend-fünfhundert Mark... Aha," unterbrach er sich wieder, „das sind die, die noch heute bezahlt werden müssen."

„Ja, Papa."

„Ehrenschulden?" der Oberstleutnant heftete seinen Blick durchbohrend auf den wie ein armer Sünder dastehenden Sohn.

„So was Ähnliches, Papa," erwiderte der Leutnant betreten, in sichtlicher Befangenheit.

„Wer ist denn dieser X.?"

Ein hastiges Erschrecken lief über die Züge des Gefragten.

„Willst du den Namen durchaus wissen, Papa?" In dem Ton der Stimme lag etwas Bittendes.

Dem Oberstleutnant schien dieses Verhör selbst peinlich und der Stellung seines Sohnes nicht ganz würdig. So sagte er denn in polterndem Ton, sich gewissermaßen selbst die Antwort gebend: „Na, ein gewerbsmäßiger Geldmann kann's nicht sein, denn der würde sich nicht gerade den Sonntag zum Zahlungstermin aussuchen, also ein Kamerad —"

Ein plötzlicher Gedanke veranlaßte den alten Herrn, ein paar unwillkürliche Schritte nach der

Thür zu machen, die das Arbeitszimmer seines Sohnes mit dem Nebenzimmer verband. „Wahrscheinlich Paul Nehring?“ sagte er dabei.

„Papa!“ rief der Leutnant erschreckend und trat seinem Vater in den Weg.

Der alte Herr hielt inne und kehrte sich verwundert zu seinem Sohne um, in dessen Stimme etwas Dringliches, Flehendes gelegen hatte.

„Was denn?“

Und als der Leutnant keine Antwort gab, sondern verlegen an seinem Vater vorbei blickte, fragte er mit forschendem Blick: „Sage mal, habt ihr was miteinander gehabt?“

Der Leutnant fühlte, wie ihm das Herz heftig gegen die Rippen pochte. Aber er hatte doch soviel Selbstbeherrschung, um mit anscheinend ganz unbefangener, lächelnder Miene zu sagen: „Wieso denn, Papa?“

„Na, weil Paul Nehring doch nicht nötig hat, dich so zu drängen und weil ihm das eigentlich auch gar nicht ähnlich sieht.“

Benno Retzdorf biß sich auf die Lippen.

„Ich habe mich selbst verpflichtet, Papa,“ sagte er rasch — „auf Ehrenwort verpflichtet.“

Der Oberstleutnant schüttelte erstaunt und mißbilligend mit dem Kopf.

„Aber warum denn? Er hätt's doch gewiß nicht verlangt."

„Freilich nicht. Aber es war mir peinlich, — es ist schon so lange her und er hat mir immer so bereitwillig aus der Klemme geholfen und als ich ihm nun vor vierzehn Tagen die letzten fünfhundert abknöpfte, sagte ich, aus Scham über mich selbst: spätestens am zwanzigsten gebe ich dir's wieder — auf Ehrenwort."

Der Oberstleutnant hatte sich wieder ins Zimmer hineingewendet, jetzt zuckte er nachgebend mit den Achseln: „Dann freilich. Aber heute ist doch Sonntag. Solche Summe hat man doch nicht im Hause."

Der Leutnant atmete auf.

„Es genügt ja, Papa, wenn du eine Anweisung auf deinen Bankier schreibst."

Der alte Herr verschränkte seine Arme über der Brust. Jetzt, wo er sich vor der unabweislichen Notwendigkeit sah, eine für seine Verhältnisse so beträchtliche Summe zu opfern, gewann wieder der Unwille, die Empörung die Oberhand in ihm.

„Du bist doch ein furchtbar leichtsinniger Mensch!“ sagte er grollend, mit strenger Miene. „Hast du dir denn gar nicht klar gemacht, was du thatest? Du beraubst deine Schwester, du versündigst dich schwer gegen deine brüderliche Pflicht, du —“

In dem Gesicht des jungen Offiziers zuckte es gequält. Jetzt machte er einen Schritt gegen seinen Vater und hob beschwörend die Hand.

„Ich bitte dich, Papa,“ stieß er hastig, erregt heraus, „das — das habe ich mir ja schon alles selbst gesagt und noch viel Schlimmeres, was du mir gar nicht sagen würdest. Ich weiß ja, ich bin —“ der Zerknirschte schlug sich in bitterer Selbstanklage mit der geballten Faust bei jedem der drei nachfolgenden Invektiven, mit denen er sich selbst belegte, gegen die Stirn — „leichtsinnig, erbärmlich, gewissenlos. Und wenn es sich nicht um Leben und Tod handelte —“

„Benno!“

Der alte Herr wehrte heftig ab. Seine Stimme hatte schon viel von ihrem zornigen, vorwurfsvollen Klang verloren, als er jetzt fortfuhr: „Du weißt, daß mein ganzes Vermögen nur noch in einem Rest von fünfzehntausend Mark besteht, die für Wandas Mitgift

bestimmt waren. Freilich, sie wird sie für diesen Zweck kaum je gebrauchen."

Der Leutnant erhob sein Gesicht, froh, daß sein alter Herr ein anderes Thema zur Sprache brachte, auf das er selbst nun bereitwillig einging.

„Das ist vollkommen ausgeschlossen, Papa, bei Wandas Charakter!"

Ein Ausdruck von Sorge und Trauer senkte sich auf die verwitterten Züge des alten Offiziers.

„Du meinst, sie hat die leidige Geschichte mit dem Lösewitz immer noch nicht überwunden?"

„Äußerlich vielleicht, innerlich aber wird sie wohl nie darüber hinwegkommen. Du weißt, Papa, wie feinfühlig und tiefempfindend Wanda ist."

Der alte Herr seufzte, strich sich mit zitternder Hand über die Stirn, als wollte er trübe Gedanken verscheuchen und sagte endlich, sich innerlich einen Ruck gebend:

„Gut! Ich werde dir also die Anweisung schreiben."

Das Antlitz des „schönen Benno" strahlte und in einer plötzlichen Gefühlsaufwallung griff er nach der Hand seines Vaters und beugte sich, um sie zu küssen. Aber der Oberstleutnant entzog sie ihm

schnell und sagte halb gerührt, halb mit einem Rest grollenden Tadels: „Schon gut! . . . Aber das sage ich dir, eine Bedingung stelle ich dir —“

„Du meinst, daß ich keine Schulden mehr mache? Das ist selbstverständlich, Papa. Nach diesem Opfer! Dann wäre ich ja ein — Lump!“ Mit einer fast feierlichen Miene fuhr der Sprechende fort: „Ich gebe dir hiermit mein Ehrenwort, Papa, erstens, daß ich keine Karte mehr anrühren, zweitens, daß ich mich künftig unter allen Umständen mit meiner Zulage einrichten werde und drittens, sollte ich trotzdem noch einmal Schulden machen, daß ich es dir dann nicht sagen werde, sondern daß ich —“ der Leutnant brach ab, senkte sein Gesicht und er schloß mit leiser, tonloser Stimme: „Na, was man eben thut, wenn man sein Ehrenwort gebrochen —“

Der Oberstleutnant zuckte heftig zusammen und legte ihm mit einer Gebärde angstvollen Protestes die Hand auf den Mund.

„Still, mein Junge!“ sagte er weich, mit bebender Stimme. „So etwas mußt du deinem alten Vater nicht sagen. Ich habe keinen Sohn außer dir. Wandas Leben ist ja nun doch 'mal verpfuscht, und da hast du umsomehr die Pflicht, dich mir zu

erhalten und mir Freude zu machen. Ich möchte nicht zum zweiten Mal in die Lage kommen, um dich zu zittern, wie damals als du Wandas — als du Lösewitz gefordert hattest. Herrgott, wenn ich noch daran denke! Es war eine entsetzliche Situation. Als Offizier mußte ich dir sagen: Du hast recht, mein Junge. Es ist deine Ehrenpflicht, als der Bruder der Betrogenen, den Schuft vor deine Pistole zu fordern und als Vater wußte ich in meiner furchtbaren Angst um dich nichts Besseres zu thun als — — Nun ja, mein Junge, ich habe mich damals in mein Kämmerlein eingeschlossen und habe geheult wie 'n kleines Kind."

In dem sich abwendenden Gesicht des alten Herrn zuckte ein ergreifendes Gemisch von Scham und Rührung. Der Leutnant aber sah seinen Vater mit weitgeöffneten Augen an. Dann lief plötzlich ein Zittern durch seine schlanke, hohe, jugendkräftige Gestalt, erschüttert beugte er ein Knie vor seinem Vater und preßte seine Lippen auf die herabhängende Rechte des alten Herrn.

Der Oberstleutnant zog seinen Sohn zu sich empor, legte ihm seine beiden Hände auf die Schulter und sah ihm mit beschwörendem Blick in die Augen.

„Also mein Junge, das mußt du mir versprechen, daß du keine Dummheiten machen wirst. Ihr jungen Leute seid ja so vielen Versuchungen ausgesetzt. Herrgott, ich war doch auch mal 'n junger Leutnant und weiß das. Na, dann beichtet man eben und die Sache wird erledigt."

Der Leutnant kämpfte noch immer mit seiner Erschütterung; seine, in feuchtem Glanz schwimmenden Augen flirrten lebhaft. Er würgte, als stecke ihm etwas im Halse, und seine Stimme hatte einen merkwürdig heiseren, fast röchelnden Ton: „Ich danke dir, Papa. Du bist doch der beste, der gütigste, der edelste —"

Rasche, fest auftretende Schritte und das Geräusch eines rasselnden Säbels kamen den Korridor herauf. Jetzt pochte es an der Thür. Und eine Sekunde später trat Egon von Nebelschütz ein, einer der intimsten Kameraden Benno Retzdorf's. Als der junge Offizier den Oberstleutnant erblickte, ging ein rasches Erschrecken über seine Züge, und während er sich verbeugte, senkte er sein Gesicht tief, um seine Befangenheit zu verbergen.

Der alte Herr reichte dem Freunde seines Sohnes freundlich die Hand.

„Sie kommen gerade recht, Herr von Nebelschütz,“ sagte er lächelnd. „Heitern Sie den da mal 'n bißchen auf! Ich sage Ihnen, der hat einen moralischen —“

„Katerstimmung,“ ergänzte der junge Offizier, der die Verlegenheitsanwandlung schnell überwunden hatte.

„Das wird's wohl sein,“ pflichtete der Oberstleutnant bei — da fiel ihm ein flüchtiger, scheuer Blick auf, den Leutnant von Nebelschütz nach der Thür warf, die ins Nebenzimmer führte, und in einer unwillkürlichen Ideenverbindung an das vorhin abgehaltene Gespräch mit seinem Sohne anknüpfend, sagte er: „Sagen Sie mal, Herr von Nebelschütz, hat Benno was mit dem da“ — er machte eine Kopfbewegung nach dem anderen Zimmer hin — „gehabt?“

„Mit Ne—Nehring?“ stotterte der Gefragte und sah verstohlen fragend auf seinen Freund.

„Aber ich habe dir doch erklärt, Papa,“ rief dieser schnell.

Leutnant von Nebelschütz faßte sich im Moment.

„Nicht daß ich wüßte, Herr Oberstleutnant!“ vollendete er äußerlich unbefangen und ruhig.

„So?“ Der alte Herr blickte forschend von einem zum andern. Aber die gleichmütig blickenden Gesichter verrieten ihm nichts. So machte er ein paar Schritte nach der Verbindungsthür hin und neigte lauschend das Ohr. „Er scheint nicht zu Hause.“ Der Sprechende wandte sich wieder den beiden jungen Offizieren zu, die rasch hinter seinem Rücken ein paar ängstliche, bestürzte Blicke miteinander gewechselt hatten. „Merkwürdig, wie frühzeitig Nehring heute Besuch erhielt! Es war kurz vor neun, als ich zwei Herren bei ihm eintreten sah, ganz feierlich im Helm.! Ich erkannte sie nicht, denn ich sah sie nur von hinten.“

„Die Herren werden Kirchen du jour gehabt haben,“ bemühte sich Leutnant Nebelschütz unbefangen zu erklären. „Wir haben doch heute Sonntag, Herr Oberstleutnant.“

Der alte Herr nickte beruhigt.

„Das wird's gewesen sein.“ Er reichte dem jungen Offizier die Hand. „Auf Wiedersehen, Herr von Nebelschütz!“ Und zu seinem Sohn gewandt, fügte er hinzu: „Die Anweisung bringe ich dir nachher.“

Als sich die Thür hinter dem Oberstleutnant geschlossen hatte, warf sich Herr von Nebelschütz mit einem Seufzer der Erleichterung in den ihm zunächst stehenden Sessel.

„Herrgott, habe ich eine Todesangst ausgestanden!“ rief er mit gedämpfter Stimme. „Fatal, daß ihr Thür an Thür wohnt!“ Er deutete nach dem benachbarten Zimmer Nehrings.

Benno Retzdorf zuckte resigniert mit den Achseln. „Bis morgen früh wird's sich ja noch ertragen lassen, und dann kehrt man versöhnt — oder überhaupt nicht wieder.“

Der andere schüttelte abwehrend mit dem Kopf. „Na, na, wer wird denn gleich an so was denken! Es giebt doch auch Fälle, die völlig unblutig verlaufen. Freilich, 'n kleinen Denkzettel verdiente er ja. Wer wird denn einem Kameraden gleich so — äh, so massive Ausdrücke an den Kopf werfen! Auch im Ehrenrat soll man sehr empört gewesen sein.“

Benno Retzdorf zupfte sinnend an seinem keck emporgedrehten Schnurrbart und blickte finster vor sich hin.

„Ja, ich begreife auch nicht, wie er sich gleich so hinreißen lassen konnte."

„Eines harmlosen Scherzes wegen."

Der „schöne Benno" setzte sich in seinen Schreibtischstuhl, den er herumgedreht hatte. Er blickte gedankenvoll auf die Spitze seines elegant beschuhten Fußes, den er auf- und abwippen ließ.

„Es war ja von mir eine Dummheit," meinte er und seine Stimme klang grollend, „aber schließlich ist er doch nicht ihr Bruder. Was verpflichtete ihn denn, sich als ihren Ehrenretter aufzuwerfen? Ich hatte ja überhaupt 'n Kapitalrausch und wußte kaum, was ich sagte."

„Desto unverantwortlicher war es von ihm." Leutnant von Nebelschütz heftete einen forschenden, neugierigen Blick auf den Kameraden. Die Situation des anderen kam ihm offenbar außerordentlich interessant vor und eine unbezähmbare Wißbegierde drängte ihn zu der Frage: „Sage mal, Benno, wie ist dir denn nun eigentlich zu Mute?"

Der Gefragte hob erstaunt seinen Blick.

„Wie denn?"

„Na, ich meine, es muß doch ein sonderbares

Gefühl sein, vor so 'ner Affaire zu stehen. Das denke ich mir beinahe so, wie vor 'ner Schlacht."

Er neigte sich mit seinem Oberkörper weit vor. Seine Augen hingen blitzend, in einer Spannung, die ihm die Wangen mit dunkler Glut färbte, an dem Antlitz des Kameraden.

„Beinahe mag's wohl so sein," entgegnete dieser, noch immer seinen Gedanken nachhängend. Und mit dem rechten Fuß kräftig auftretend, stieß er erregt hervor: „Wenn's nur nicht gerade er wär'!"

Nebelschütz rückte vor Ungeduld auf seinem Sessel; seine Finger zuckten nervös.

„Na sage mal, ehrlich Benno, ein bißchen schaudert's dich doch wohl bei dem Gedanken, so zum erstenmal vor die Pistole des Gegners zu treten?"

Der andere verneinte mit einer Bewegung unwilligen Protestes.

„Unsinn! Überhaupt, es ist ja nicht das erste Mal."

Nebelschütz machte einen förmlichen Satz auf seinem Sessel. Sein Interesse nahm etwas Fieberisches an.

„Wie? Nicht das erste Mal? Hast du denn schon mal —?"

Benno Retzdorf nickte.

„Allerdings. Du warst damals noch nicht beim Regiment. Überhaupt es weiß niemand außer Stülpnagel und Nehring, die meine Zeugen waren."

„Aber wann war denn das, Benno?"

„Vor fünf Jahren. Ich war noch 'n ganz junger Dachs — erst 'n Jahr Offizier."

In Egon von Nebelschütz kämpften höchstes Interesse mit dem ihm anerzogenen Gefühl für Diskretion. Endlich aber siegte doch das erstere und er sagte, mit einer leichten Verlegenheit kämpfend: „Wenn es nicht indiskret ist zu fragen, wer war's denn, Benno?"

Der Gefragte bedachte sich ein paar Sekunden. Aber unter dem Einfluß seiner weichen Gemütsstimmung und von dem Interesse des Kameraden geschmeichelt, entschloß er sich rasch zur Mitteilung.

„Dir kann ich's ja erzählen. Du wirst nicht darüber sprechen."

„Selbstverständlich nicht. Ehrenwort!"

„Also wir hatten damals einen Kameraden von der Kavallerie im Regiment, einen Akademiker, einen Herrn von Lösewitz, der zu uns kommandiert war, um den Infanteriedienst kennen zu lernen. Er brachte eine Empfehlung an meinen alten Herrn mit und

verkehrte viel bei uns. Da spann sich denn etwas an zwischen ihm und meiner Schwester. Das gedieh allmählich bis zur Verlobung, allerdings nur bis zur heimlichen Verlobung, denn er redete ihr ein, sie müßten es vorläufig geheim halten eines alten Erbonkels wegen. Als sein Kommando abgelaufen war, kehrte er nach Berlin zurück und ließ nichts wieder von sich hören. Wanda fing an zu kränkeln; Papa und ich, wir hatten immer noch keine Ahnung. Da stand eines Tages seine Verlobung in der Zeitung mit einer Berliner Bankierstochter. Wanda bekam einen Weinkrampf, bei der Gelegenheit kam dann alles an den Tag."

„Du fordertest ihn natürlich?" rief Nebelschütz mit leuchtenden Augen.

„Das kannst du dir denken. Erst nahm ich mir vor, den Schuft einfach über den Haufen zu schießen. Dann aber dachte ich: nein, es ist besser, du giebst ihm einen Denkzettel, an dem er sein Leben lang zu knabbern hat. Zum Glück schoß ich schon damals passabel."

„Du warst immer der beste Schütze im Regiment," warf der andere ein.

„Ich schoß ihm also die rechte Pfote kaput. Natürlich war er nun Invalide. Seine Verlobung

mit der Bankierstochter ging zurück und jetzt —" ein Zug grimmiger Genugthuung prägte sich in den Mienen des Sprechenden aus — „jetzt sitzt er in einem kleinen Nest als Bürgermeister."

Leutnant von Nebelschütz ließ ein Lachen der Verachtung und Geringschätzung hören.

„Pfui Deibel!" Und im Ton der Bewunderung fügte er hinzu: „Das war ein kapitaler Schuß, Benno, und wenn du morgen —"

Ein warnendes „Pscht!" des Kameraden unterbrach ihn.

Die Thür nach dem Flur wurde geöffnet. Der Oberstleutnant erschien in der Öffnung, ein Blatt Papier in der Hand.

„Da, Benno, die Anweisung." Und nachdem er dem aufspringenden und herzueilenden Sohn das Papier übergeben und Herrn von Nebelschütz freundlich zugenickt hatte, verschwand er ebenso schnell, wie er gekommen war.

„Du kannst mir eine Gefälligkeit erweisen, Egon," sagte Benno Retzdorf, zu dem Freunde zurückkehrend. „Gieb das an Stülpnagel — beim Essen im Casino siehst du ihn ja — und sage ihm, er möchte es zur Weiterbeförderung an Nehring einem seiner Sekun-

danten behändigen. Die Sache muß schleunigst erledigt werden."

Leutnant von Nebelschütz griff bereitwillig zu, einen fragenden Blick auf den Freund geheftet.

„Es handelt sich um eine Schuld," erläuterte dieser, „die ich an meinen Gegner abzutragen habe."

Der andere junge Offizier nickte und warf einen unwillkürlichen Blick auf die Anweisung, die er an sich genommen hatte. Sein Gesicht strahlte in aufleuchtender Bewunderung.

„Dreitausendfünfhundert Mark!" rief er. „Donnerwetter ist das 'n Mammon. So 'n Haufen Geld hab' ich in meinem ganzen Leben noch nie beisammen gesehen. Herrgott was für 'ne Menge Sekt könnte man sich dafür kaufen . . . . Also Du kommst nicht mit?"

Der „schöne Benno" schüttelte mit dem Kopf.

„Nee, heute nicht."

Der andere nickte.

„Na ja — hast recht. Überhaupt geh' nur heute zeitig ins Bett und schlaf' dich aus, damit du morgen früh frisch bist und klare Augen hast." Er trat dicht vor den Freund hin, der mitten im Zimmer stand, und schlug ihm seine linke Hand um die

Schulter: „Na mach's gut morgen, Benno. Und auf frohes Wiedersehen!"

Benno Retzdorf drückte die Rechte seines Freundes kräftig und sah ihm mit warmem, innigem Blick in die Augen.

„Auf Wiedersehen, lieber Kerl! Und mag die Sache morgen ausgehen, wie sie will — als Mann und Soldat muß man jeder Eventualität ins Auge sehen — habe Dank, Egon, für alle Freundschaft und —"

„Schon gut, schon gut!" unterbrach Nebelschütz und blinzelte mit den Augen und schnitt furchtbare Grimassen, während er sich mit aller Kraft gegen die Rührung wehrte, die sich seiner bemächtigt hatte. Er ließ seine linke Hand herabsinken, drückte mit der Rechten noch einmal die Hand seines Freundes krampfhaft und rannte davon, als habe er keine Sekunde länger zu versäumen.

IV.

Es war in der Dämmerstunde desselben Nachmittags. Der Bursche hatte eben die brennende Lampe ins Zimmer gebracht. Benno Retzdorf saß an seinem Schreibtisch und schrieb emsig. Es war ein Brief, den er für den Fall eines unglücklichen Ausganges des auf morgen festgesetzten Duells an seinen Vater richtete. Aber er war noch nicht über die ersten Zeilen hinweggekommen, als ihn ein Geräusch von rechts her unterbrach. Die Zimmerthür nebenan wurde vom Flur aus geöffnet, ein Säbel klirrte und hastige, elastische Schritte betraten das Nebenzimmer. Es war Paul Nehring, der heimkehrte.

Benno Retzdorfs Gesicht verfinsterte sich unwillkürlich und heftiger Unwille siedete in ihm empor. Würde es den Schmerz seines armen alten Vaters nicht noch wesentlich vertiefen und verschärfen, wenn

er erfuhr, daß es gerade Paul Nehring gewesen, der ihm im Duell gegenübergestanden hatte?

Der Grübelnde ließ den Federhalter auf die Platte des Schreibtisches fallen, drehte sich mit einem Ruck herum und lauschte nach dem Nebenzimmer hin. Er konnte deutlich unterscheiden, wie sein Zimmernachbar den Säbel abschnallte, den Paletot abwarf und sich in einen seiner Sessel fallen ließ.

Benno Retzdorf stöhnte und faßte sich mit beiden Händen an die Stirn. War es nicht eigentlich ein Unding, eine kaum zu fassende Sache: er sollte seinem Intimus, seinem ältesten Freunde, seinem Pollux mit der geladenen Pistole gegenübertreten!

Wie war es denn nur gekommen? . . . . . Er ließ noch einmal alle Begebenheiten der verhängnisvollen Nacht, die einen so bedeutungsschweren Ausgang gehabt, vor seinem geistigen Auge Revue passieren. Ja, es ließ sich leider nicht darüber hinwegkommen: Paul Nehring hatte ihn aufs schwerste beleidigt, aufs gröblichste beschimpft und für einen Offizier gab es in diesem Falle keine andere Sühne, als die mit der Waffe.

„Infam! Gemein! Ehrlos!“ Das waren so ehrverletzende Schimpfwörter, daß sie fast ebenso schwer wogen, wie Thätlichkeiten. Wie hatte sich Paul nur zu so maßlosen Insulten hinreißen lassen können?... Einer Dame wegen, die nicht einmal zu dem Verkehrskreise der Offiziersgesellschaft gehörte, der er — Paul — wohl oberflächlich die Cour geschnitten hatte, zu der er aber doch kaum nähere Beziehungen haben konnte! ..... Oder sollte es doch ein tieferes Gefühl gewesen sein, das Paul Nehring angetrieben hatte, seinem übermütigen, leichtsinnigen, der Weinlaune entsprungenen Vorschlag so schroff entgegenzutreten?

Der Sinnende schüttelte energisch mit dem Kopf. Undenkbar! Das hätte er ja wissen müssen. Hätte ihm das verborgen bleiben können? Paul hätte ihn in diesem Fall sicher ins Vertrauen gezogen, hatten sie nicht von klein auf jeden ernsteren Gedanken miteinander geteilt, waren sie nicht immer in Leid und Freud' treu zu einander gestanden? Und wenn auch in der letzten Zeit verschiedenartige Neigungen und verschiedene Lebensweise die innige Gemeinschaft gelockert hatten, bei allen wichtigeren Anlässen hatten sie sich doch immer der alten, durch hundert gemein-

same Erlebnisse gefestigten Freundschaft erinnert und sich in dem alten Gefühl der Zusammengehörigkeit gefunden.

Der Einsame tauchte immer tiefer in der Vergangenheit unter. Dutzende von bedeutungsvollen, unvergeßlichen Zügen aus der gemeinsam mit dem treuen Kameraden und Freunde verlebten Jugendzeit wurden in ihm lebendig: wie Paul ihn einmal als Kadett vor einer harten Strafe gerettet hatte, die für ihn, den mehrfach Vorbestraften, aller Wahrscheinlichkeit nach die Entlassung aus dem Kadettenkorps zur Folge gehabt haben würde, indem er sich als den Schuldigen einer von ihm — Retzdorf — begangenen That bezeichnete — wie er, der Fleißigere, ihm, dem Lässigeren, auf der Kriegsschule in der Regel die Arbeiten hatte anfertigen helfen und während des Unterrichts vorgesagt hatte — wie er damals vor seinem Duell mit Lösewitz die letzte Nacht bei ihm auf dem Sopha kampiert und wie sie sich am Morgen vor dem Gange nach dem Kampfplatz in tiefster Bewegung umarmt und wie zwei Brüder geküßt und noch einmal treue Freundschaft bis zum Tode gelobt hatten. Und nun — nun sollte das alles vergessen, einfach alles ausge-

löscht und ignoriert werden, nun sollten sie selbst sich gegenseitig wie zwei erbitterte Feinde nach dem Leben trachten! War denn das überhaupt denkbar?!

Der Grübelnde, der sich in eine immer größere Erregung hineinphantasiert hatte, sprang heftig auf und that ein paar unwillkürliche Schritte nach der trennenden Thür hin. Aber dann hielt er plötzlich ein, seufzte schwer und drückte seine beiden Handflächen gegen die Stirn.

„Paul!“ stöhnte er, während ihm das Herz fieberisch schnell bis zum Halse hinauf pochte. „Paul! Warum hast du das gethan! Warum hast du das gethan!“

Ein Geräusch auf dem Flur bewog ihn, rasch zu seinem Schreibtisch zurückzutreten. Leicht huschende Schritte näherten sich der Thür, jetzt legte sich eine Hand auf die Klinke und im nächsten Moment huschte seine Schwester Wanda ins Zimmer. Sie war im bloßen Kopf und hatte nur ein Umschlagetuch über Schultern und Haar geworfen. Die Züge des feingezeichneten blassen Gesichts zeigten eine starke Ähnlichkeit mit denen des Bruders. Die junge Dame, deren Gesicht und sonstiges Äußere nicht mehr

die Frische blühender Jugend aufwies, ließ sich erschöpft in den nächsten Sessel sinken.

„Wo kommst du denn her?“ fragte der Leutnant erstaunt. „Im bloßen Kopf!“

„Ich habe nur einen Brief in den Kasten geworfen.“

„Aber konnte denn das nicht mein Bursche oder das Mädchen besorgen?“

„Es war ein wichtiger Brief, und da wollte ich ganz sicher sein .... Übrigens, das ist auch der Grund, warum ich mit dir sprechen will. Du weißt, daß ich mich schon immer nach einer Stellung als Gesellschafterin oder dergleichen umgesehen habe. Ich schob es immer noch hinaus, denn es wird einem ja natürlich nicht leicht, unter fremde Menschen zu gehen. Aber nun habe ich mich doch entschlossen und habe mich um eine Stellung beworben, die in der Zeitung annonciert war —“

„So?“ meinte der Leutnant zerstreut, nur mit halbem Ohr hinhörend. „Wo ist's denn?“

„Weit von hier — in der Rheinprovinz.“

„Als —?“

„Als Gesellschafterin bei einer einzelnen vornehmen Dame.“

„So?" Benno ging, nachdenklich zu Boden blickend und immer noch mit seinen Gedanken beschäftigt, auf und ab. „Na, du wirst dir's ja noch überlegen."

Wanda schüttelte sehr bestimmt mit dem Kopf. „Zu überlegen ist nichts mehr. Ich habe definitiv angenommen. Morgen reise ich."

Der Leutnant blieb plötzlich stehen, seine Arme lösten sich vom Rücken, auf dem sie gekreuzt geruht hatten, und sanken an dem Körper herab. Verwundert, ungläubig starrte er seine Schwester an. Er glaubte offenbar, nicht richtig gehört zu haben.

„Was sagst du? Du willst reisen? Wohin denn?"

„Na eben nach der Rheinprovinz. Die Stellung muß sofort angetreten werden. Ich habe euch von den Verhandlungen nichts gesagt, weil ich ja wußte, ihr würdet mir doch nur abreden. Ich wollte euch eben vor das fait accompli stellen. Morgen früh reise ich."

Der Leutnant trat rasch an seine Schwester heran; sein Interesse war auf einmal ganz bei der Sache. Er blickte verstört zu Wanda hinüber.

„Das ist unmöglich!" rief er heftig.

„Unmöglich? Wieso? Tante Elisabeth führt euch die Wirtschaft. Ich bin überhaupt überflüssig hier.

Denkst du, ich will mein ganzes Leben wie bisher in Müßiggang verbringen. Ich bin neunundzwanzig Jahre alt und habe den Drang, mich nützlich zu machen."

Benno blieb dabei, sehr entschieden zu protestieren.

„Es geht nicht, Wanda," sagte er in seinem bestimmten Ton. „Du mußt sofort einen Brief hinterher schicken, daß du die Stellung nicht antreten kannst. Morgen? Ganz umöglich!"

Jetzt fiel der jungen Dame die Verstörtheit und Aufgeregtheit ihres Bruders, die allein durch ihre Nachricht kaum hervorgerufen sein konnte, auf.

„Was hast du denn?" fragte sie erstaunt. „Was ist denn? Warum sollte ich denn nicht reisen?"

Der Leutnant wandte seinen Blick von den forschend auf ihn gerichteten Augen seiner Schwester ab und kämpfte mit seiner Bewegung.

„Weil Papa —," sagte er stotternd, mit seiner Befangenheit ringend — „vielleicht morgen deiner dringend bedarf."

Wanda Retzdorf blickte immer befremdeter drein. Eine bohrende Unruhe erhob sich in ihr.

„Ich begreife dich nicht, Benno," erwiderte sie. „Ist denn was geschehen?" . . . Sie stand jäh auf

und faßte den Arm ihres Bruders mit der Hand und beugte sich voll angstvollen Interesses zu ihm hinüber. „Du verbirgst mir was, Benno!“

Der Leutnant biß sich auf die Lippen, während er mit sich zu Rate ging. Unmöglich dünkte es ihn, daß Wanda in die Welt hinausführe, während er vielleicht mit der Todeswunde vom Kampfplatz heimgetragen wurde. Aber ebenso schwer kam ihn der Gedanke an, seiner Schwester von dem bevorstehenden Duell zu berichten. Endlich aber entschloß er sich doch zur Offenheit, denn es blieb ihm ja kein anderer Ausweg, und von den zwei Übeln war dies doch immer noch das geringere.

„Na, da will ich dir eben alles sagen,“ stieß er mit gedämpfter Stimme entschlossen heraus. „Meine Lage zwingt mich dazu. Aber ich beschwöre dich dringend, Wanda, daß du dir Papa gegenüber nichts anmerken läßt.“ Er sah sich noch einmal scheu um und flüsterte dann: „Ich hab' n Rencontre — morgen früh.“

Wanda erblaßte bis in ihre Lippen; ihre Augen öffneten sich schreckhaft weit.

„Rencontre?“ wiederholte sie zitternd. „Das heißt —?“

„Ein Duell — ja!“

Die plötzliche heftige Gemütserschütterung erpreßte der jungen Dame einen Angstschrei. Der Leutnant machte eine unwillige, erschrockene Bewegung.

„Still doch!“ warnte er. „Papa darf's um keinen Preis erfahren . . . Na, nun wirst du einsehen, daß du morgen unmöglich reisen kannst.“

Aber Wanda Retzdorf hörte gar nicht auf den letzten Satz. Sie rang in ihrer furchtbaren Bewegung die Hände und jammerte leise: „Du darfst nicht, Benno! Du darfst nicht! Bedenke doch, wie Papa an dir hängt, wie er dich vergöttert, wie du sein ein und alles bist! Ich bitte dich, ich beschwöre dich, liebster, bester Benno, thu's nicht, thu's um Gotteswillen nicht!“

Ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihre Züge verzerrten sich in namenlosem Entsetzen; ihre Hände schlossen sich zuckend um den rechten Arm des Bruders; sie starrte ihm bleich und dringlich in die Augen.

Benno Retzdorf kämpfte schwer gegen die Rührung an, die ihn überwältigen wollte. Er zuckte mit den Achseln und senkte sein Gesicht, um nicht dem Blick der in verzehrender Angst und Aufregung auf ihn gerichteten Augen begegnen zu müssen.

„Es liegt nicht mehr in meiner Hand," entgegnete er dumpf, mit gepreßter Stimme, „die Sache beizulegen. Ich bin Offizier und muß mich als solcher den Satzungen fügen. Das weißt du, du bist Offizierstochter, du kennst die Verhältnisse. Also sei vernünftig und mach's mir nicht noch schwerer als es ohnedies ist."

Wandas Hände lösten sich; sie ließ sich wieder in ihren Sessel sinken und vergrub ihr Gesicht in den Händen. Ein halb unterdrücktes Schluchzen schüttelte ihre überschlanke Gestalt. Der Leutnant trat an seine Schwester heran. Auch sein Gesicht hatte sich ganz verdüstert; keine Spur des ihm sonst eigentümlichen Leichtsinns und der Eitelkeit war mehr in seinen Mienen zu entdecken, nur schmerzlicher Ernst beherrschte sie.

„Na, fasse dich, Wanda!" redete er der leise Weinenden zu und warf ab und zu ängstlich forschende Blicke nach der Thür zum Flur. „Du weißt, daß ich nicht anders kann. Steh' mir bei, hilf mir, es vor Papa zu verbergen. Hoffentlich geht's nicht so schlimm aus und dann —"

Sie erhob ihr blasses Antlitz, das zwar noch lebhaft vibrierte, aber schon gefaßter, ergebener blickte.

Sie strich mit den zarten schmalen Fingern darüber hin, um eine letzte Thräne zu verwischen.

„Mit wem?“ fragte sie.

„Mit —“ Der Antwortende senkte unwillkürlich seinen Blick vor dem der Schwester — „na, mit 'm Kameraden.“

„Und die Sache ließ sich gütlich nicht beilegen?“

„Nein, der Ehrenrat hat sich gegen einen Ausgleich ausgesprochen.“

Die junge Dame seufzte. Sie kannte die Verhältnisse genügend, um zu wissen, daß der Spruch des Ehrenrats in solchen Dingen für einen Offizier maßgebend ist.

„Dann freilich,“ räumte sie resigniert ein.

Benno Retzdorf atmete auf.

„Ich wußte es ja,“ sagte er froh. „Du bist ein vernünftiges Mädchen, Wanda. Du bleibst, nicht wahr?“

„Dann muß ich ja.“

Der Leutnant ergriff die Hand seiner Schwester und drückte sie warm.

„Ich danke dir.“

Die Geschwister hörten, wie jetzt plötzlich das grelle Geläut der Flurklingel ertönte und wie jemand

den Korridor betrat. Sie lauschten beide, einander mit hastiger Gebärde zur Vorsicht mahnend, in den Flur hinaus. Da wurde die Zimmerthür geöffnet, und der Oberstleutnant rief fragend herein: „Bist du hier, Wanda?"

Die junge Dame erhob sich sofort.

„Jawohl, Papa."

„Ach komm' doch mal herüber!" fuhr der alte Herr fort, „Fräulein Maiwald ist da."

Es war eine nichts weniger als freudige Miene, mit der Wanda Retzdorf diese Botschaft begrüßte. Sie neigte sich mit schneller Bewegung zu ihrem Bruder hinüber und wisperte ihm zu: „Die wimmle ich mir gleich wieder ab. Ich komme zurück."

Dann eilte sie hinaus. Benno Retzdorf setzte sich an seinen Schreibtisch und begann emsig zu schreiben. Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als seine Schwester zurückkehrte. Sie trat ungestüm ein; ihr Gesicht hatte sich mit einer leichten Röte gefärbt, aus ihren Blicken sprach Überraschung und innere Erregtheit.

„Warum hast du mir denn das nicht erzählt, Benno?" rief sie noch an der Thür.

Benno Retzdorf sprang auf und drehte sich nach der Näherkommenden um.

„Was denn?“

„Na, daß sich Paul Rehring verlobt hat.“

Der Leutnant blieb jäh stehen und sah seine Schwester mit weitgeöffneten, erstarrenden Augen an.

„Verlobt?“ stammelte er. „Wer?“

„Na, Paul,“ sie deutete nach der Thür des Nachbarzimmers. „Weißt du es denn nicht?“

In dem Gesicht des jungen Offiziers schoß dunkle Glut empor. Er war mit einem Satz neben seiner Schwester.

„Mit wem?“ stieß er jetzt, atemlos vor Spannung, hervor.

Wanda Retzdorf schüttelte verwundert mit dem Kopf.

„Mit Fräulein Seehauß,“ sagte sie.

Benno Retzdorf wurde leichenblaß; die feinen Züge seines hübschen Gesichts spiegelten die tiefste Bewegung. Aus seiner ringenden Brust kam der Verzweiflungsschrei herauf: „Das ist — das kann nicht sein! Das ist nicht möglich!“

„Aber Frieda Maiwald hat mir's doch soeben erzählt. Sie weiß es von der Braut selbst.“

Der Leutnant brach wie zerschmettert auf dem nächsten Stuhl zusammen. Er schlug seine Hände vor das verstörte Gesicht; dumpfes Stöhnen und Keuchen schüttelten ihn wie im Krampf.

Wanda Retzdorf blickte erschreckt zu ihm nieder und legte ihm ihre Rechte auf die Schulter.

„Aber was hast du denn, Benno?" fragte sie ängstlich.

Er ließ seine Hände sinken und hob das unter der tiefsten Gemütserschütterung zuckende Gesicht und brach in die bittere Selbstanklage aus: „Erbärmlich war's! Gemein! Brutal!"

„Aber was denn, Benno? Ich verstehe dich nicht. Was war denn brutal?"

„Ich, ich war brutal! Er konnte ja nicht anders, ich hätte ja verdient, daß er mich —"

Erschöpft brach der wie ein Unsinniger gegen sich Wütende ab und ließ seufzend sein Haupt auf die Brust sinken.

„Was hast du denn gethan, Benno?"

Die grenzenlose Zerknirschung und Empörung über sich selbst, in die die unerwartete, jähe Nachricht den jungen Offizier versetzt hatte, drängte ungestüm an die Oberfläche.

„Ich habe seine Braut beschimpft, ordinär, brutal. Ich wahnsinniger, eitler Narr! Weißt du, was ich gethan habe heute Nacht? Ich habe erklärt, daß ich sie erobern, daß ich sie innerhalb vierzehn Tagen küssen werde und habe eine Wette daraufhin proponiert."

Entsetzt blickte Wanda Retzdorf zu dem Fassungslosen herab. Ihre Mienen verzogen sich schmerzlich, verstört.

„Das hast du gethan, Benno? Aber wie konntest du nur!"

„Ja, wie konnte ich! Weil ich ein verrückter, eitler Narr war. Und weil ich bei leichtsinnigen Geschöpfen leichte Siege errungen, glaubte ich, überhaupt keine Frau mehr respektieren zu müssen. Recht hatte er — gemein und ehrlos war es von mir."

„Das hat er zu dir gesagt? . . . Nun begreife ich. Mit ihm willst du dich morgen —?"

Benno Retzdorf fuhr in die Höhe.

„Ja, mit ihm! Er soll mich nur über den Haufen schießen. Ich verdien's nicht besser." Die übermächtig in ihm treibende Erregung, die sich Luft machen mußte, riß ihn hin, an die Verbindungsthür zu eilen. Die in ihm stürmenden Gedanken und Gefühle verdrängten in diesem Moment alle anderen

Rücksichten in ihm. Das Bewußtsein, daß er seinen liebsten Freund, der ihm immer die selbstloseste, opferwilligste Freundschaft bewiesen, so tief verletzt, in seinen heiligsten Empfindungen so plump und roh gekränkt hatte, versetzte ihn in ein förmliches Delirium von Schmerz und Empörung. Und ihn beherrschte in diesem Augenblick nur das eine Verlangen, dem schwer Beleidigten eine Genugthuung zu bieten, sich vor ihm zu demütigen, ihm zu erklären, daß er bitter bereue, daß er ja nicht geahnt habe, wie groß sein Verschulden sei. Und so riß er, seiner nicht mehr mächtig, mit kräftigem Griff die Thür auf. Aber als er nun an der Schwelle stand und ihm sein Duellgegner, der in seinem Zimmer auf- und abgeschritten war, plötzlich gegenüberstand, da kehrte die Überlegung in ihm zurück, da packte ihn die Erkenntnis, daß er im Begriff sei, sich gegen Brauch und Sitte, gegen die strengen Vorschriften der Ehre schwer zu vergehen. Und so stand er zaudernd, unschlüssig, wortlos.

Paul Nehring aber, dem süßes Liebesglück im Herzen jubelte und der ebenso wenig irgendwelchen Groll mehr gegen den Freund empfand wie dieser gegen ihn, trat entschlossen über die Schwelle.

„Wenn du nicht zu mir kommen willst,“ rief er,

unter der Macht eines unwiderstehlichen Impulses, „dann komme ich zu dir. Die Standessitte verbietet uns zwar, direkt mit einander zu verkehren. Aber schließlich sind wir nicht nur Offiziere, wir sind auch Menschen. Und das menschliche Gefühl läßt sich nun mal durch Reglements nicht ganz ersticken.“

Wanda Retzdorf stand im Hintergrunde des Zimmers und sah der Scene mit leuchtenden Augen zu. Sie nickte befriedigt und zog sich vorsichtig zur Flurthür zurück und stahl sich leise hinaus, um jede Störung fernzuhalten. Die Aussprache der beiden Freunde, die ja zu einer Zurücknahme der Forderung führen mußte, durfte um keinen Preis gestört werden.

Benno Retzdorf zitterte vor Aufregung. Der Konflikt, zwischen dem in ihm glühenden Verlangen, sich mit dem Freunde auszusprechen, und zwischen den Forderungen des Standesgefühls bedrückte ihn schwer und folterte ihn.

„Ich wollte mir nur eine Frage gestatten,“ stieß er bleich, kurzatmend hervor. „Ist es wahr, daß du dich verlobt hast?“

„Ja.“

„Mit —?“

„Mit Helene Seehauß.“

Der selbst von dem Freunde ausgesprochene Name traf den Unglücklichen wie ein Schlag ins Gesicht und stöhnend, von Schmerz und Scham bezwungen, schlug er seine Hände vor das Gesicht.

„Dann konntest du ja nicht anders," stöhnte er. „Dann hattest du recht —"

Paul Nehring unterbrach den Zerknirschten.

„Nein, ich hatte nicht recht. Ich hätte bedenken sollen, daß du dich in einem Zustande befandest, der die freie Willensbestimmung ausschloß und daß du ja nicht wußtest —"

Benno Retzdorf griff das Wort mit glühendem Eifer auf und näherte sich seinem Freunde mit ein paar impulsiven Schritten.

„Ich wußte nichts!" rief er und erhob wie zum Schwur die Hand. „Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, das schwör' ich dir, Paul, bei allem was mir heilig ist."

Der andere nickte, voll Rührung und Ergriffenheit über die tiefe Reue und den herben Schmerz, der aus allen Worten, Gebärden und Mienen seines Freundes sprach.

„Es war meine Schuld, daß du nichts ahntest. Und es war überhaupt wohl eine schwere Verschuldung

von mir an unsrer Freundschaft, daß ich meine Liebe auch vor dir ängstlich geheim hielt. Ich weiß nicht recht, warum. War es Zweifel, Ungewißheit oder falsche Scham —?"

„Es war," fiel Benno Retzdorf mit zuckenden Lippen, in bitterer Selbstdemütigung ein, „weil du deine heiligsten Empfindungen vor einem Menschen, der seine Zeit mit Trinken und frivolen Abenteuern verbrachte, nicht profanieren wolltest. Und du hattest recht."

„Nein, nein!" Paul Nehring streckte dem Freunde seine Rechte entgegen. „Ich hatte nicht recht. Verzeihe mir, Benno!"

Benno Retzdorfs Brust keuchte, als bedrücke ihn eine schwere Last.

„Beschäme mich nicht," erwiderte er und senkte sein Gesicht in errötender Scham. „Du hast dir keinen Vorwurf zu machen, du hast mich behandelt, wie ich es verdiente und du kannst nicht anders, als mich hassen und verachten."

Paul Nehring ergriff die widerstrebende Hand des Freundes und umschloß sie mit seinen beiden Händen und rief, die begeistert leuchtenden Augen auf den ihm dicht Gegenüberstehenden heftend: „Nein,

Benno! . . . . Wenn sich auch diese Hand gegen mich erhob, ich drücke sie dir in alter unvergessener Freundschaft!“

Da konnte sich der andere nicht mehr zurückhalten. Aufschluchzend warf er sich dem edelmütigen Freund an die Brust.

In ihrer Aufregung, ganz im Bann ihrer Empfindungen hatten die beiden überhört, daß draußen die Flurglocke angeschlagen hatte. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen und Wanda Retzdorfs Kopf erschien in der Öffnung und rief hastig die Warnung hinein: „Stülpnagel!“

Der Ruf wirkte wie eine Ernüchterung; beide Offiziere ließen sich, von demselben Antrieb geleitet, los, beide wechselten die Farbe und sahen einander verstört in die Augen. Doch die starre Unentschlossenheit dauerte nur eine kurze Sekunde. Dann drängte Benno den Freund zur Thür des Nebenzimmers hin. In Paul Nehring lehnte sich etwas auf gegen die Flucht, die ihm die Rücksicht auf die Gebote der Standesehre, die er und der Freund in der spontanen Aufwallung ihres natürlichen Gefühls verletzt hatten, aufzwang. Aber schon hatte ihn

Benno Retzdorf mit sanfter Gewalt über die Schwelle gedrängt. Jetzt schloß sich die Thür hinter ihm.

Es war die höchste Zeit gewesen. Schon trat der ältere Compagniekamerad Retzdorfs herein.

„'n Abend, Benno! Störe ich? Habe nur ein paar Worte mit dir zu reden."

Der Angeredete faßte sich mit übermenschlicher Anstrengung und reichte dem Näherkommenden die Hand.

„Wollte dir nämlich mitteilen," fuhr Stülpnagel fort und ließ seine korpulente Gestalt, ohne eine Einladung abzuwarten, in einen nahe stehenden Sessel sinken, „wollte dir nur mitteilen, daß Strigel und ich Wagen bestellt haben. Punkt viertel acht fährt er bei mir vor. Sei pünktlich zur Stelle! Ja?"

Benno Retzdorf nickte, noch immer unfähig ein lautes Wort hervorzubringen.

Stülpnagel griff indes in die Cigarrenkiste, die auf dem Tisch stand.

„Du erlaubst doch . . . Ja also, deines alten Herrn und deiner Schwester wegen wollten wir den Wagen nicht bei dir vorfahren lassen. Ist dir doch recht?"

„Natürlich!“ erwiderte der Angeredete endlich, schwer atmend. „Ich danke dir.“

„Bitte!“ Stülpnagel steckte die von ihm gewählte Cigarre an, paffte behaglich und sagte dann, mit einem etwas unsicheren Blick auf den vor ihm Stehenden: „Noch eins muß ich dir mitteilen, alter Junge. Eigentlich wollte ich es dir gar nicht sagen, um dir nicht das Herz unnütz schwer zu machen. Aber da es nicht ausgeschlossen ist, daß du es anderweitig erfährst, so ist es besser, ich sage es dir. Dein Gegner hat sich verlobt.“

Der Oberleutnant sah dem jüngeren Kameraden forschend ins Gesicht. Aber dieser zuckte nicht einmal; die Mitteilung schien wenig oder gar keinen Eindruck auf ihn zu machen. Befriedigt nickte Stülpnagel.

„Na sehe, du nimmst es ruhig. Recht so! Heute Mittag teilte es uns nämlich Doktor Seehauß mit, den dein Gegner zum zweiten Sekundanten gewählt hat. Wir besprachen uns natürlich sogleich, fanden aber alle — mit Ausnahme natürlich des Civilisten — daß an der Sache selbst durch dieses im übrigen ja unvorhergesehene, überraschende Ereignis nichts geändert werden könnte. Freilich, sein —“ der

Sprechende deutete nach dem andern Zimmer hin — „sein Auftreten wird ja dadurch begreiflicher und wenn die Ausdrücke nicht gar so maßlos beleidigend gewesen wären — Auch Reschwitz machte keine Vorschläge, na ja, du hast ihn ja auch —" der Oberleutnant machte eine derb zugreifende Bewegung mit seiner Rechten; dann fuhr er, immer in seinem ruhigen, behaglichen Plauderton fort: „Das einzige war, daß wir daraufhin die Bedingungen milderten: statt fünfzehn Schritt Distanz zwanzig — und zweimaligen Kugelwechsel statt, wie ursprünglich ins Auge gefaßt war: bis zur Kampfunfähigkeit. Mehr aber konnten wir nicht thun — das siehst du doch ein?"

Benno Retzdorf nickte.

„Schön!" sagte Stülpnagel. „Da wär' ja alles so weit in Ordnung. Pistolen sind auch schon besorgt. Na du wirst dich schon brav halten. Davor ist mir nicht bange . . ."

Der phlegmatisch veranlagte dicke Oberleutnant plauderte noch eine ganze Weile in diesem Tone weiter. Schließlich fiel es ihm doch aber auf, daß ihm der andere nur kurze, zerstreute Antworten gab und so erhob er sich, um sich zu verabschieden. „Sehe

du willst allein sein. Hast gewiß noch allerlei zu erledigen. Also punkt viertel acht morgen früh! Auf Wiedersehen!“

Kaum waren die Schritte des Davongehenden auf dem Korridor verklungen, als Wanda mit strahlendem Antlitz hereinkam.

„Gott sei Dank,“ rief sie, „daß ihr euch ausgesprochen habt und daß nun das dumme Duell nicht stattzufinden braucht!“

Der Leutnant heftete einen erstaunten Blick auf die neben ihm Stehende.

„Du irrst,“ sagte er lakonisch.

Wanda Retzdorf machte verwunderte Augen.

„Aber ihr habt euch doch ausgesöhnt!“

Benno Retzdorf erschrak und warf einen unwillkürlichen Blick um sich. Mit halblauter Stimme erwiderte er: „Das ist eine private Sache zwischen ihm und mir, von der niemand, am wenigsten die Kameraden, etwas erfahren darf.“

„Wie? Du willst ihnen nichts davon sagen?“

Der Leutnant schüttelte sehr energisch mit dem Kopf.

„Ich werde mich hüten. Damit sie ein Ehren-

gericht über uns abhalten und uns für nicht satisfaktionsfähig erklären."

Wanda Retzdorf schien das Vernommene noch immer nicht fassen zu können.

„Du willst dich wirklich mit ihm schießen?" fragte sie noch einmal.

Der Gefragte nickte finster und resigniert.

„Wenn ich Offizier bleiben will, muß ich."

Die junge Dame machte eine Gebärde des Entsetzens.

„Aber das ist doch ungeheuerlich!"

Der Leutnant zuckte mit den Achseln und erwiderte nichts.

V.

Ebenso wenig dachte Paul Nehring daran, aus seiner geheimen Aussöhnung öffentliche Konsequenzen zu ziehen. Wohl war seiner ernsten, wahrhaftigen Natur der Gedanke überaus peinlich, daß er nun vor den Kameraden eine Komödie spielen mußte, aber er war doch viel zu sehr Offizier und viel zu tief in den Anschauungen seines Standes befangen, als daß er sich zu einem andern Entschluß hätte hindurchringen können. Er wußte, daß er einen groben Verstoß gegen die Standessitte begangen hatte, als er dem Duellgegner direkt gegenüber getreten und trotz der vorangegangenen Forderung sich mit ihm ohne jede Vermittlung ausgesprochen und ausgesöhnt hatte. Vor sich selbst konnte er ja diesen Verstoß verantworten und entschuldigen, denn er hatte ja nicht aus freiem Willen, aus überdachtem Entschluß gehandelt, sondern ein übermächtiges, natürliches Gefühl hatte ihn hingerissen, von dem er sich vorher

keine Rechenschaft gegeben und das ihn in dem entscheidenden Augenblick mit unentrinnbarer, elementarer Stärke beherrscht hatte. Zu bereuen und zu bedauern hatte er es nicht, aber er durfte sich zu dem, was geschehen, nicht offen bekennen, denn — das wußte er — seine Kameraden würden und konnten ihn nicht entschuldigen und erführen sie davon, so würde für ihn und Benno Retzdorf der „schlichte Abschied" die sichere Folge sein.

Den Abend verlebte er wieder in der Familie seiner Braut und er war so heiter und glücklich, daß Bernhard Seehauß sich im stillen nicht genug darüber verwundern konnte. Als die Mutter einmal, einer wirtschaftlichen Anordnung wegen, das Zimmer verließ und Helene am Klavier saß und einen Chopinschen Walzer spielte, zog er den Schwager beiseite.

„Ich bewundere deine Fassung," meinte er, „schaudert es dich denn gar nicht, wenn du an morgen denkst?"

Paul Nehring fühlte sich einen Moment lang versucht, dem Besorgten, der den ganzen Abend über finster und in sich gekehrt dasaß, die Wahrheit zu offenbaren. Aber ein Gefühl der Scham, sowie die

Besorgnis, der ohnedies gegen den Zweikampf Empörte würde unter diesen Umständen jede weitere Teilnahme verweigern und sich wo möglich zu einer Indiskretion hinreißen lassen, bewog ihn, diese Anwandlung rasch zu unterdrücken und sich mit einem Achselzucken und einem verstohlen warnenden Wink nach Helene hin zu begnügen . . . . .

Das Stelldichein fand an einer vorher genau bezeichneten Lichtung der ungefähr eine halbe Stunde weit vor der Stadt gelegenen Forst statt. Es war noch nicht ganz dreiviertel auf acht, als der eine Wagen mit Oberleutnant von Reschwitz, Dr. Seehauß und Paul Nehring an der Lisière des Waldes anhielt. Reschwitz schritt, den Pistolenkasten unterm Arm, voraus.

„Na, wir sind die ersten," sagte er voll Genugthuung. „Bei so 'ner Affaire bin ich gern peinlich korrekt."

Bernhard Seehauß, der bleich und abgespannt aussah, sagte mit bitterer Ironie: „Haben Sie schon mal das Vergnügen gehabt, bei solcher Sache mitzuwirken?"

Der Gefragte blieb stehen und nickte eifrig.

„Vor sechs Jahren — jawohl! War 'ne sehr

ernste Affaire damals. Fünfzehn Schritt bis zur Kampfunfähigkeit."

Bernhard Seehauß konnte die unwillkürliche Frage nicht unterdrücken: „Und wie lief es ab?"

Seine Augen hingen in unverkennbarer Spannung an dem Gesicht des Offiziers.

„Beim dritten Kugelwechsel," berichtete dieser, ganz von seinem Gegenstand beherrscht, „erhielt mein Mandant Schuß in die Stirn — blieb auf dem Platz."

Bernhard Seehauß zuckte und heftete den Blick scheu auf seinen Schwager. Der aber blickte ruhig und unbesorgt drein, als handle es sich für ihn nur um einen Spaziergang.

Sie nahmen den Weg wieder auf. Reschwitz voran, die beiden anderen folgten nebeneinander.

„Ich verstehe dich nicht," gab Dr. Seehauß seinen Gefühlen der Verwunderung seinem Schwager gegenüber Ausdruck. „Mir unverständlich! Du siehst so frisch und munter aus, als hättest du die ruhigste Nacht hinter dir."

„Habe ich auch. Ich habe prächtig geschlafen. Acht ausgeschlagene Stunden."

Bernhard Seehauß schüttelte lebhaft mit dem Kopf.

„Ich habe kein Auge zugethan. Überhaupt ich bin in einer Stimmung!“ Er biß die Zähne zusammen und schüttelte sich.

Reschwitz, der die letztere Äußerung gehört hatte, nickte.

„Beim ersten Mal war's bei mir auch nicht anders. Das nächste Mal werden Sie ruhiger sein.“

Der Redakteur hob heftig abwehrend die Hand.

„Um keinen Preis der Welt möchte ich ein zweites Mal —“

Sie waren an der Lichtung angelangt. Reschwitz nahm den Platz von allen Seiten in Augenschein und trat dann an seinen Mit-Sekundanten heran.

„Sie kennen also Ihre Funktionen, Herr Doktor?“

Der Redakteur erwiderte finster: „Sie haben mir gesagt, daß ich zuerst die Distanzen abschreiten muß.“

„Ja.“

„Und dann?“

„Dann müssen Sie sich an dem Laden beteiligen. Sie verstehen sich doch darauf?“

„Ich habe noch nie eine Pistole in der Hand gehabt," bemerkte der Gefragte trocken.

Es zuckte etwas wie Erstaunen und Geringschätzung in den Mienen des Offiziers. Aber er unterdrückte es schnell und erwiderte mit korrekter Höflichkeit: „Dann werde ich mir gestatten, das für Sie zu übernehmen."

Der Redakteur lüftete höflich dankend seinen Hut und fragte: „Was habe ich dann weiter zu thun?"

„Dann führen Sie unsern Mandanten auf seinen Platz und zwar so, daß er das Sonnenlicht von der Seite erhält, ebenso wie sein Gegner." Der Sprechende sah sich forschend nach allen Seiten um. „Hoffentlich bekommen wir keine ungebetenen Gäste." Er näherte sich mit raschen Schritten dem Anfang des Gehölzes nach der andern Seite hin, um sich zu überzeugen, daß von da keine Störung des beabsichtigten ritterlichen Kampfes drohe.

Bernhard Seehauß nahm seinen Hut ab und fuhr sich mit dem hervorgezogenen Taschentuch über die Stirn.

Paul Nehring gewahrte es und lächelnd fragte er: „Ist dir so warm?"

Der Gefragte pustete.

„Ich glühe," versetzte er erregt. „Das ist die Empörung über mich selbst. Mich schlägt das Gewissen. Ich mache mir die bittersten Vorwürfe, daß ich meine Hand biete zu einem so — so unsinnigen Spiel."

„Du quälst dich unnütz!" beschwichtigte der andere. „Wenn du nun wirklich abgelehnt hättest, das Duell wäre ja deshalb nicht unterblieben. Ich wäre nur in die Notwendigkeit versetzt worden, einen andern um diesen Liebesdienst zu bitten."

„Freilich, freilich! Das habe ich mir ja auch gesagt. Aber ich komme trotzdem nicht darüber hinweg. Ich komme mir nun mal — verzeihe, aber ich kann es wirklich nicht anders nennen — wie ein Mitschuldiger bei einem Verbrechen vor."

Der Leutnant schüttelte mit dem Kopf.

„Du nimmst die Sache zu tragisch. In einer kleinen halben Stunde ist die Geschichte erledigt und wir fahren vergnügt nach Hause."

Bernhard Seehauß seufzte.

„Wenn es erst so weit wäre!" Dann trat er ganz nahe an seinen Schwager heran und betrachtete ihn eine Weile schweigend, mit Augen, in denen sich ebenso viel Neugierde wie Verwunderung malte. „Na

gesteh 'mal ehrlich," sagte er eindringlich, kopfschüttelnd, „empfindest du denn wirklich gar kein Grauen, kein bißchen Beklemmung?"

„Wirklich nicht, gar nicht."

„Aber wird dir denn das Herz gar nicht schwer, wenn du an Helene denkst?"

Paul Nehring senkte unwillkürlich seinen Blick. Es war ihm peinlich, auch in dieser ernsten Minute unaufrichtig gegen den Bruder seiner Braut sein zu müssen. Mit einem Wort hätte er seine Unruhe beschwichtigen und ihm dieselbe ruhige Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang des Zweikampfes einflößen können, von der er selbst durchdrungen war. Aber er konnte sich doch nicht entschließen, dem anderen mitzuteilen, daß es sich in diesem Fall nur um die gefahrlose Erledigung leerer Formen handelte. Und so behalf er sich mit einem Scherze und erwiderte heiter: „Ich freue mich, wenn ich daran denke, daß ich in einer Stunde gemütlich mit Helene am Kaffeetisch sitzen werde."

Im stillen aber biß er sich auf die Lippen und wieder wallte die Empfindung peinigend in ihm auf, daß er nicht ehrlich war und sich zu einer Komödie herabwürdige. Aber der Gedanke, daß ihm die

Verhältnisse diese Rolle aufnötigten, daß er seinen Beruf, an dem er mit allen Fibern seines Wesens hing und außer dem er sich keinen andern denken konnte, aufs Spiel setzte, wenn er nun den bevorstehenden Zweikampf als gegenstandslos erklärte, drängte diese Anwandlung wieder in den Hintergrund. Auch wurden seine Gedanken und Gefühle in diesem Moment durch das Eintreffen der andern Partei unterbrochen.

Stülpnagel, Strigel und Benno Retzdorf traten aus dem Walde auf die Lichtung hinaus. Der letztere pfiff ein lustiges Soldatenlied vor sich hin.

„Sie sind von einer beneidenswerten Laune,“ bemerkte Strigel, der jüngste der drei Leutnants und der Compagniekamerad der beiden anderen.

„Warum sollte ich nicht?“ gab Retzdorf lächelnd zurück.

„Du hast recht,“ pflichtete Stülpnagel bei. „Du hast den ersten Schuß und bist deiner Sache sicher. Du schießt ihn einfach flügellahm und die Sache ist erledigt.“

Doch Retzdorf schüttelte mit dem Kopf.

„Ich schieße ein Loch in die Natur, weiter nischt.“

„Na hören Sie mal, Retzdorf!“ meinte Strigel entrüstet.

Auch Stülpnagel entgegnete mißbilligend: „Das meinst du doch nicht im Ernst, Benno? Damit würdest du deine besten Chancen aus der Hand geben. Wenn er dir dann eins auf den Pelz brennt! . . .“

Die näherkommenden drei Herren begrüßten sich mit der andern schon anwesenden Partei höflich, aber gemessen. Fünf Minuten später erschienen auch zwei Militärärzte in Begleitung eines Hauptmanns, der als Präses des Ehrenrats dem Zweikampf beiwohnen wollte, um darüber zu wachen, daß sich alles der Standessitte gemäß erledigte.

Oberleutnant von Reschwitz fungierte als ältester der Sekundanten als Duellleiter. Zunächst wurde die Verlosung um die Standplätze vorgenommen. Dann brachte Reschwitz das Protokoll, das tags zuvor von den Sekundanten gemeinschaftlich aufgenommen worden war, zur Verlesung. Dasselbe enthielt einen kurzen Bericht der Ursache der Forderung und gab im Anschluß daran die Bestimmungen wieder, die für das Duell vereinbart worden waren.

Alle hörten die Vorlesung mit demjenigen Ernst an, den die stille einsame Waldscenerie und mehr

noch das düstere Vorhaben in ihnen erzeugte. Die beiden Duellanten waren vielleicht die einzigen, die den kommenden Dingen ohne jede Regung beklemmender Angst entgegensahen.

Jetzt richtete der Duellleiter die Frage an die beiden Duellanten, ob sie sich mit ihrer Ehre verpflichteten, die eben verlesenen Bedingungen genau einzuhalten, eine Frage, die von beiden mit lauter Stimme bejaht wurde.

„Ich bitte nun die Abstände abzuschreiten," wandte sich Reschwitz darauf an die beiden jüngeren Sekundanten.

Leutnant Strigel und Dr. Seehauß schritten darauf von Norden nach Süden und umgekehrt vierzig Schritte ab. Auf der dadurch entstandenen Linie maßen sie, von jedem Endpunkt aus, zehn Schritte ab und legten an den dadurch erreichten beiden Punkten Taschentücher nieder, die die Barrièren bezeichneten, bis zu denen die Duellanten vorrücken durften.

Nun wurden die Duellanten von Strigel und Dr. Seehauß auf ihre Standplätze geleitet. Als sie sich endlich gegenüberstanden, wechselten die beiden Gegner einen kurzen, verstohlenen Blick. In beider

Augen leuchtete es auf und jeder verstand, was der andere mit dem Blick zu ihm sagen wollte.

Jetzt wurden die Pistolen geladen, dann erscholl die von Reschwitz an die Duellanten gerichtete Aufforderung: „Bitte Oberkleider ablegen!"

Beide Duellanten zogen ihre Uniformröcke aus. Darauf wurden beide von den Sekundanten am Oberkörper flüchtig betastet, um zu konstatieren, daß sie keinen festen Gegenstand auf der Brust trügen. Nun fand die Verteilung der Pistolen statt und zuletzt hieß es: „Die Herren Sekundanten und Ärzte an ihre Plätze!"

Die Sekundanten stellten sich seitwärts von den Duellanten auf und hinter ihnen die Ärzte. Weiter ab stand der Präses des Ehrenrats.

Der düstere Ernst in aller Mienen hatte etwas Feierliches angenommen.

Reschwitz' schnarrende Stimme aber klang fest und laut: „Fertig! . . . . Vorwärts!"

Beide Gegner setzten sich zu gleicher Zeit in Bewegung. In Benno Retzdorf, der als Beleidiger den ersten Schuß hatte, siedete eine plötzliche Empörung auf, während ihm zugleich die Worte Stülpnagels und Strigels ins Gedächtnis kamen. Wie,

man wollte ihn veranlassen, auf seinen Herzensfreund, seinen lieben, guten Pollux zu schießen?! Er dachte gar nicht daran.

Schon nach zwei Schritten blieb er stehen, hielt die Mündung seiner Pistole weit ab und schoß in die etwa zehn Meter weit abstehenden Bäume hinein. Ein kleiner Zweig flatterte langsam herab.

Alle blickten erstaunt und befremdet. Retzdorf war als der beste Schütze des Regiments bekannt.

Der Hauptmann vom Ehrenrat trat zornesrot ein paar Schritte vor und rief in strengem, erregtem Ton: „Ich muß Ihnen bemerken, Herr Leutnant Retzdorf, daß wir hier nicht zu einem Kinderspiel, sondern zu einem ernsten ritterlichen Kampf zusammengekommen sind. Sie sind nicht verpflichtet, Ihren Gegner zu treffen, wohl aber in die Richtung auf auf ihn zu zielen. Wenn Sie zum zweitenmal in dieser auffälligen Weise in die Luft schießen, so werde ich mich gezwungen sehen, Sie als nicht satisfaktionsfähig zu erklären. Welche Folgen das für Sie als Offizier haben würde, können Sie sich selbst sagen.“ Zu Oberleutnant von Reschwitz gewendet, fügte er hinzu: „Ich bitte, noch einmal zu beginnen.“

Wieder wurden die Pistolen geladen. Als Stülpnagel seinem Freunde Retzdorf die Waffe überreichte, raunte er ihm ärgerlich zu: „Ich begreife dich nicht, Benno. Du kompromittierst einen ja. Ein Schütze wie du schießt doch nicht gleich eine Bataillonsfront weit vorbei."

Die Sekundanten kehrten wieder an ihre Standplätze zurück. Der Geforderte biß sich wütend auf die Lippen. Eine sichtbare Nervosität bemächtigte sich seiner. Seine Hand mit der nach oben gerichteten Pistole zitterte stark. Auf das Kommando: „Vorwärts!" machte er ein paar hastige Schritte, dann blieb er stehen, zielte einen kurzen Augenblick und drückte ab.

Dem Schall des Schusses folgte wie ein Echo ein Schrei. Paul Nehring ließ seine Pistole fallen, wankte und brach nach hintenüber zusammen. Ein eisiger Schreck ließ alle erstarren und alle verharrten einen Moment regungslos. Nur die Ärzte eilten rasch heran und beugten sich zu dem Getroffenen hinab, der mit geschlossenen Augen, schwer röchelnd, dalag.

Dann traten auch die Sekundanten herzu. Bernhard Seehauß kniete neben seinem Schwager nieder.

Das Hemd des Verwundeten färbte sich in der Herzgegend rasch mit dem hervorrinnenden Blut.

Alle starrten ängstlich auf das zuckende Gesicht, über das sich schon die Schatten des Todes breiteten. Ein Blutstrahl brach jetzt aus dem Munde hervor und noch einmal streckte sich der Körper. Dann war es still.

Der älteste Arzt legte horchend sein Ohr an die linke Brustseite des getroffenen Duellanten.

Der Präses des Ehrenrats war der erste, der den Mut zu einer Frage fand.

„Wie steht's?"

Der Arzt erhob sich, zuckte mit den Achseln und beschied: „Es ist aus. Schuß ins Herz."

Diese Erklärung, die in halblautem Ton gesprochen und von allen in dem kleinen Kreise vernommen wurde, riß den unglücklichen Gegner des Getöteten aus seinem halbbewußtlosen Zustande. Er stürzte zu dem regungslos daliegenden Freund hin, brach in seine Kniee zusammen und die Augen mit den wie irre flackernden Blicken auf das bleiche, stille Antlitz heftend, rief er im Ton tiefster seelischer Verzweiflung: „Das wollte ich ja nicht, Paul, das

wollte ich nicht! Höre mich doch, Paul, sage mir nur ein Wort!"

Aber von den stumm gewordenen Lippen kam keine Antwort. Benno Retzdorf sprang in die Höhe, sah sich wild um, öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen, brach dann aber, ohne einen weiteren Laut hervorgebracht zu haben, von den Armen seines rasch herzu eilenden Freundes Stülpnagel aufgefangen, bewußtlos zusammen.

„Furchtbar! Entsetzlich!" stöhnte Bernhard Seehauß händeringend.

Oberleutnant Reschwitz räusperte sich, zog die Schultern wichtig in die Höhe und entgegnete halb entschuldigend, halb verweisend: „'s ist alles korrekt zugegangen."

„Und die Ehre ist gerettet!" schloß der Hauptmann des Ehrenrats ernst, feierlich.

* * *

Dieses plötzliche, grausame Ende ihres jungen Brautglückes schmetterte Helene Seehauß körperlich und geistig darnieder. Der erste Tag verlief zwischen Ohnmachten und Weinkrämpfen. Dann stellte sich ein Nervenfieber ein, das die Kranke an den Rand des

Grabes brachte. Schließlich siegte zwar der jugendfrische Körper, aber eine seelische Lethargie blieb zunächst noch zurück und veranlaßte das ehemals so lebensfrohe junge Mädchen, ihre Tage in freiwilliger Einsamkeit, zurückgezogen von allem Verkehr, freudlos hinzubringen.

Auch Benno Retzdorfs Natur schien durch das unglückliche Ereignis völlig verwandelt. Er zog sich von dem lustigen Kreise der Kameraden zurück und versah seinen Dienst mechanisch, mit stumpfer Gleichgültigkeit. Vergebens bemühte sich der Oberstleutnant und Wanda, ihn seinem selbstquälerischen Grübeln zu entreißen. Um ihren Bitten und Zureden zu entgehen, pflegte sich der Unglückliche, sobald er vom Dienst nach Hause kam, in sein Zimmer einzuschließen und ruhelos, sich mit quälenden Phantasieen herumschlagend, auf- und abzuwandeln. Das jähe Ende seines Freundes, das er, freilich ohne es zu wollen, verschuldet hatte, schien seine Seele völlig aus ihrem Gleichgewicht gerückt und einen ihn bis ins Innerste erschütternden Eindruck auf ihn gemacht zu haben, über den er nicht hinwegkommen konnte.

Dem Kriegsgericht, das kurze Zeit nach dem Duell über ihn abgehalten wurde, stand er mit

völliger Apathie gegenüber; er selbst fand nicht ein einziges Wort der Entschuldigung für sich.

Der Spruch des Kriegsgerichts lautete unter Annahme mildernder Umstände auf zwei Jahre Festungshaft. In der Nacht vor dem Strafantritt wurde die Wohnung des Oberstleutnants durch einen kurzen scharfen Knall alarmiert, der die Stille der Nacht unheimlich unterbrach. Benno Retzdorf hatte durch einen wohlgezielten Schuß in die rechte Schläfe seinem Leben ein Ende gemacht.





